HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

Mit Gerhart Hauptmann

8307
I
68

Gerhart Hauptmann

3748
Yhey

MIT GERHART HAUPTMANN

Erinnerungen und Bekenntnisse
aus seinem
Freundeskreis.

herausgegeben
von
Walter Heynen.

339297
2. 7. 37.

1922
Verlag von Georg Stilke/Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1922 by Georg Stilke, Verlag, Berlin.

Titel und Umschlag zeichnete Kurt Siebert - Berlin.
Das Lichtbild (Seite 180) wurde nach einer Aufnahme des Ateliers Li Osborne-München vom Sommer 1922 hergestellt.
Druck von J. S. Preuss, Berlin S. 14, Dresdener Str. 43.

INHALT

ZUM GELEIT.

Von

Walter Heynen.

Am 60. Geburtstag Gerhart Hauptmanns wird die vierte Sammlung seiner Dichtungen vorliegen: die älteren sechsbändigen Ausgaben und die jüngst herausgekommene achtbändige soll eine monumentale in zwölf Bänden abschließen. Daß gerade eine zwölfbändige es ist, in der auch mehreres Unbekannte enthalten sein wird — Gedichte, Aphorismen, in sich gerundete Fragmente —, muß die Erinnerung wachrufen an eine andere, gleichstarke Sammlung von Dichtungen, die Goethe der Sechzigjährige hatte erscheinen lassen, kurz bevor er die gleiche Lebensschwelle überschritt.

Man weiß, daß erneute Beschäftigung mit seinen Arbeiten und die Schwierigkeit der Einordnung des einzelnen Werkes in die Ganzheit seines Schaffens ihn zu dem endgültigen Entschluß gebracht hatte, mit der künstlerischen Ausformung seiner Lebenswanderschaften eine Warte zu errichten, von der aus erst es völlig möglich sein würde, der Ausstrahlungen seiner gewaltigen Persönlichkeit nicht mehr erahnend bloß inne zu werden und so sich die richtige Blickeinstellung auf das Gesamtwerk zu verschaffen.

Auch die Art ist hinlänglich bekannt, wie Goethe durch den angeblichen Brief eines Freundes sein „immer bedenkliches Unternehmen" rechtfertigen zu müssen meinte.

Gerhart Hauptmann hat, von der Einmaligkeit jeder bedeutsamen Lebenskonstellation gewiß mit Recht überzeugt, bei der Einbringung so großer und wichtiger Teile seiner dichterischen Lebensernte in neue Scheuern anscheinend keinerlei Nutzanwendung daraus gezogen: jedenfalls sieht es nicht so aus, als ob sich eine Bandfolge, die nun lediglich seinem Leben gelte, an die gesammelten Dichtungen anschließen werde.

Und doch brauchte man sich, ihre Notwendigkeit zu erhärten, nicht einmal die zielsicheren Gründe jenes fiktiven Briefschreibers zuzueignen, von denen Goethe sich so leicht bestimmen ließ, längst selber warm gehegten Plänen die Ausführung zu schenken. Denn noch leben die schlicht ergreifenden Worte unverklungen, mit denen Gerhart Hauptmann bei der denkwürdigen Begrüßungsfeier in Breslau ausführte, wie der Weg von den Steinen des „Ringes" in den Remter des Rathauses, an sich nicht weit, doch von ihm nicht im Sprunge zurückgelegt worden sei, wie er vielmehr ein halb Jahrhundert nicht leichten Ringens von Stufe zu Stufe gebraucht und dabei nicht einmal die Staupsäule vor dem Rathause ganz habe umgehen können.

Heißt das nicht ebenfalls, daß es an der Zeit sein dürfte, zu Leben und Zukunft auf die Vergangenheit zu blicken, diesem oder jenem Werke seine Besinnlichkeit zu leihen, an einer oder der anderen entscheidenden Lebensserpentine auch nachträglich noch zu forschen, ob der Weg in anderer, gar entgegengesetzter Richtung sich in Nebel verloren oder in noch wetterklarere Höhen geführt haben würde?

Wer ebenso interpretiert, wird dem vorliegenden Büchlein seine Daseinsberechtigung nicht abstreiten mögen. Es durfte aber nicht bloß jenem kommenden, weil nicht wegzudenkenden Werke Hauptmanns Ankündigung und Begründung sein wollen und damit gleichsam die Stelle vertreten, die

in Goethes Vorrede der Freundesbrief einnimmt; es mußte auch — und war in unseren zeitgebundenen Tagen strengste Notwendigkeit — zugleich einen Teil der Vorarbeiten übernehmen, die Goethe aus solchem Beginnen klar herausspringen sah, und die sich für jedes ähnliche naturgemäß wiederholen müssen.

So entstand der Gedanke, zunächst engere Freunde — nicht zufällig meist Dichter und Künstler — zur Niederschrift ihrer Eindrücke zu bewegen, Berichte anzulegen über Gespräche und Begegnungen, die mit helleren Augen gesehen, mit vertrauteren Ohren gehört, voll tragenderer Ahnung erlebt waren.

Aber gerade deshalb hat sich vorerst nicht jeder, der hier hätte zu Wort kommen sollen, dazu entschließen mögen; in anderen Fällen hinderte Krankheit und in einem — wer sonst als Walther Rathenau, der langjährige vertraute Freund des Dichters sollte gemeint sein — Tod die Erfüllung gern gegebenen Versprechens. Daher rundet sich das Bild leider nicht in der beabsichtigten Weise, aber es darum zurückzuhalten, schien weder geboten noch angebracht.

Schon die Anfänge der Verwirklichung des Vorhabens wiesen so grell auf die Schwierigkeiten, freilich auch Notwendigkeiten des Unterfangens, daß ein intimer Kenner Hauptmannschen Lebens und Schaffens, Moritz Heimann, mir besorgt schrieb: „Ich fürchte, wenn es mit aller Geschichte so steht wie mit der Hauptmanns, wir schleppen uns mit einem Sack voll Irrtum." Aber mußte das nicht erst recht locken, gegen die unersättlich nagende Flut der Vergänglichkeit wenn auch den niedrigsten Damm aufzuwerfen?

Und dann: auch aus den hier vereinten Berichten springt jener Funke noch auf den heutigen Leser über, der einst

den Erlebenden in manchmal wie heiligem Schauer durchzuckte; wallt jenes Gefühl auf, das Rahel nach einem unvermuteten Besuch Goethes als Ritterschlag empfunden hatte, ihr für ewig erteilt; tönt endlich symphonisch ein herzlicher Festgruß für den verehrten Dichter.

DER BRESLAUER KUNSTSCHÜLER

Erinnerungen an die Jahre 1880–82

von

Professor Max Fleischer.

Lange habe ich gezögert, mit meinen Erinnerungen aus der Kunststudienzeit meines Jugendfreundes Gerhart Hauptmann an die Öffentlichkeit zu treten; denn einerseits ist es keine leichte Aufgabe, weit über 40 Jahre alte Erlebnisse so aufzufrischen, daß sie für die Mitwelt interessant und lebenswahr genug erscheinen, andererseits hielt mich ein gewisses Pietätgefühl davon ab, diese in Vergessenheit versunkenen Zeiten wieder an das Tageslicht zu zerren, um so mehr, da sie eng mit vielen schmerzlichen Erinnerungen an meine teure Mutter verbunden sind.

Um dem Milieu, in dem wir lebten, und den sachlichen Umständen gerecht zu werden, muß ich vorausschicken, daß unsere damaligen Jünglingsjahre hart waren, weil sie im Zeichen der Dürftigkeit standen. Aber so hinderlich es uns damals erschien, so viel hat es zur Stählung des Charakters beigetragen. Hauptmann war ebenso wie ich nicht im Überfluß aufgewachsen. Ich hatte kurz vorher meinen Vater verloren und besuchte seit einem Jahre die Breslauer Kunstschule. Da trat im Herbst 1880 ein schmächtiger, blondgelockter Jüngling in die Kunstschule ein, mit der Absicht, sich

als Bildhauer auszubilden. Es war kein anderer als Gerhart Hauptmann. Langes blondes Haar und ein kühner, breitrandiger Künstlerhut darauf, das genügte, um die Spottlust und abfällige Bemerkungen der anderen Kollegen auszulösen. Dagegen erregte er sofort mein besonderes Interesse, aber erst ein paar Monate später kamen wir uns menschlich näher. Er vertraute mir seine augenblickliche bedrängte finanzielle Lage an, infolge deren er seine damalige kostspielige „Bude" in der Seminargasse nächst der Kunstschule nicht mehr halten könnte. Auch das Mittagessen hatte er sich, wie er meinte, „total abgewöhnt". Der sogenannte Wechsel langte nicht, aber gar nicht, um schon entstandene Schulden zu decken. Sofort bot ich ihm eine Unterkunft in unserem schon bescheidenen Hause an. Wir, d. h. meine Mutter, mein jüngerer Bruder und ich, bewohnten damals eine kleine Mietswohnung gegenüber dem Lobetheater. War es die Nähe des Musentempels — denn Hauptmann hatte auch in jener Zeit schon einen mächtigen Trieb für das Drama — oder gegenseitige Sympathie, jedenfalls fühlte sich mein Schützling, den ich bei uns in einem bescheidenen Zimmerchen gegen mäßiges Entgelt hatte unterbringen können, sehr wohl. Nicht ohne Grund sagte ich „Schützling", denn als der anderthalb Jahr Ältere fühlte ich mich berufen, ihm, wo ich nur konnte, zu raten und zu helfen. Auch meine Mutter, eine ziemlich strenge und skeptische Natur, fand an dem blonden, idealen Jüngling Gefallen und bemühte sich um sein leibliches Wohl, soweit es seine und unsere kärglichen Mittel erlaubten. So konnte er die Folgen seiner Unterernährung allmählich überwinden.

Für mich begann nun eine der anregendsten Zeiten des Gedankenaustausches mit dem von hohen Idealen erfüllten Kunstjünger. Hauptmann war eine sehr zurückgezogene nach dem Höchsten strebende Natur, und es stellte sich

bald heraus, daß auch er keine Befriedigung in dem Umgang mit fast allen seinen Studiengenossen finden konnte, so daß er sich immer mehr auf sein Zuhause zurückzog und in den Mußestunden mit seinen literarischen Arbeiten beschäftigte, während mein Steckenpferd das naturwissenschaftliche Gebiet, besonders die Botanik, war. Aus diesen vielseitigen Interessen ergab sich für uns gegenseitige Anregung und reichlich Stoff zu den weitest führenden Erörterungen. Oftmals disputierten wir ganze Abende bis in die Nacht hinein über allgemein wissenschaftliche, philosophische, literarische, künstlerische Ansichten und Streitfragen, überhaupt über alles, was über unserem weitgesteckten Interessenkreis lag.

Durch den täglichen Umgang und im Kampf mit den geistigen Waffen wandelte sich die Sympathie in Freundschaft um. Ich betrachtete es als ein besonderes Vertrauen, daß er mir oft Abende lang mit pathetischen Gesten seine vor oder in dieser Zeit entstandenen, mehr oder minder romantischen Dramen und Gedichte auf dem Bettrand sitzend, denn ein Sofa hatte man nicht, vortrug, wobei wir uns nicht selten in die Haare über das eine oder andere gerieten. Es war die anregendste Zeit, und unser angehender Dichter war, glaube ich, weit mehr mit der Seele bei seiner Nebenbeschäftigung als bei dem Tonkneten. — Jedenfalls konnten die Anfangsgründe dieser Kunst bei einem braven, aber künstlerisch sterilen Ornamentlehrmeister nicht ermutigend wirken und endeten dann auch bald mit einem Krach, der nach einer zeitweiligen Verweisung aus dem Institut Hauptmann in die Hände des in seiner Art genialen Prof. Härtel gab, welcher dazumal die figürliche Bildhauerklasse leitete. Er war gegenüber seinen Schülern nicht nur der Professor, sondern auch ein väterlicher Berater und deshalb allgemein beliebt als Lehrer. Überhaupt waren die dama-

ligen Lehrkräfte unserer Kunstschule mehr oder minder Originale, von denen jeder in seiner Weise einen nachhaltigen Einfluß auf seine Schüler auszuüben verstand. Obenan Prof. Bräuer (der Hauptmannsche „Michael Kramer" mit seinem genial verbummelten Sohn), ein Mann mit einem eisernen Willen, der uns stundenlange, eindringliche Vorträge über allgemein menschliche, philosophische und künstlerische Dinge zu Gehör gab und der es verstand, seine außerordentliche Energie auf viele seiner Schüler zu übertragen. Weiter der Leiter der Malschule, Prof. Marshall (der „Kollege Crampton" Hauptmanns), eine künstlerisch geniale, aber willensschwache Natur. Ihn fand ich nach zwei Jahren, gelegentlich einer Rückkehr von München, bei seinem früheren Packträger einlogiert vor, auf einer „Ritsche" sitzend vor einem alten Stuhl, den er als Staffelei benutzen mußte für seine zu bemalenden Zigarrenbrettchen, denn Leinwand war für ihn ein unerschwinglicher Luxus geworden. Beide hat ja Hauptmann später in meisterhafter Weise mit allen ihren menschlichen Schwächen und Vorzügen der Nachwelt übermittelt. Man ersieht daraus zur Genüge, welchen tiefgehenden Einfluß diese Zeit auf Hauptmanns späteres Schaffen gehabt hat. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, besonders in der Bildhauer- und Malklasse, war mehr ein kameradschaftliches und artete zuweilen, anstatt uns im Abend-Akt schwitzen zu lassen, in gemeinschaftliche Kneipereien von Lehrer und Schüler im nächsten Bierlokal aus.

Um unsere platten Börsen aufzufüllen, wurden die verschiedenartigsten Pläne geschmiedet. Gemeinschaftlich glaubten wir uns zunächst der Literatur bemächtigen zu können. Umsomehr schmerzte uns damals unser gemeinschaftliches Fiasko beim Verlag der Fliegenden Blätter, die uns ein Gedicht Hauptmanns und meine dazu verfertigte Illustration umgehend zurücksendeten. Im Winter 1880/81

gesellte sich zu uns ein Dritter im Bunde, auch ein blondgelockter Maljünger der Anstalt, der Einzige aus dem Anfang der Sturm- und Drangperiode, den wir unsres Umgangs für würdig hielten. Es war Hugo Schmidt, ebenfalls vaterlos und nicht auf Rosen gebettet, Schmeo genannt, der auch im Michael Kramer als einer der Hauptfiguren verewigt ist, und mit dem Hauptmann und ich bis an sein leider zu frühes Lebensende Anfang 1900, in treuer Freundschaft verbunden blieben. In München, wo auch wir uns das Mittagessen abgewöhnen mußten, und Rom studierten wir noch zusammen.

In diese Breslauer Zeit fiel das erste wache Stadium des Sozialismus in Deutschland. Noch unbewußte Anhänger der neuen demokratischen Ideen, wurde von uns Zeitkritik aus dem Stegreif, wie man so sagt „nach der Klafter", geübt. Die endlosen Dispute über all das Neue, Weltbewegende, was halb unbewußt in uns gärte, kann man sich vorstellen. Übrigens war Hauptmann in dieser Zeit ein eifriger Leser und Anhänger von Wilhelm Jordan und Felix Dahn und hatte sich ganz in das alte Germanentum eingesponnen. Sein Herz gehörte daher mehr noch dem Wotan und Tor als Marx und Engels.

Unterdessen gingen die Sorgen des täglichen Lebens ihren Gang, man drückte sich durch, so gut und schlecht es eben mit mageren Stipendien und etwas Beiverdiensten gehen wollte. Meine brave Mutter hatte oftmals sorgenvolle Tage, um unserem leiblichen Wohl gerecht zu werden. Sie nahm keinen Anstand, um uns gehörig die Meinung zu geigen, wenn etwas nicht nach ihrem Sinne war. Dabei griff sie auch, wo sie es nötig fand, sehr energisch mit wohlgemeinten Ratschlägen in erzieherischer Weise ein und stellte an ihre nächste Umgebung immer die größten Anforderungen. Noch bis heute erinnert sich Hauptmann ihrer in dankbarer Weise und Verehrung als einer zweiten Mutter, die ihn nach seinem

Ausspruch ein regelmäßiges Leben verschaffte und lieb machte und ihm dadurch damals vom Untergang gerettet hätte.

Mein Studium in Breslau war im Sommer 1881 beendet, und ich bezog im Herbst für kurze Zeit die Berliner Akademie. Um so mehr nahm nun Hauptmann im mütterlichen Heim meine Stelle ein, bis er sich verlobte und von der Bildhauerlaufbahn Abschied nahm, um sich in Jena dem Literaturstudium zu widmen. Unsere Wege trennten sich, er landete glücklich bei den „Jungfern vom Bischofsberg", ich ging in die Bohème.

Wir sahen uns nach der Zeit des täglichen Zusammenseins nunmehr nur selten wieder. Aber ein Zusammentreffen in Berlin ist mir noch besonders in Erinnerung geblieben. Freund Hauptmann kam vor seiner Hochzeitsreise mit wohlgefüllter Börse nach Berlin, und wir feierten den Tag in mir ungewohnten Genüssen. Ziemlich voll des Weines und aller möglichen Ideale, zogen wir in der Nacht in den Tiergarten vor das damals neue Goethedenkmal von Schaper und liessen, streitlustig wie wir immer waren, unseren Gefühlen von Für und Wider freien Lauf, bis uns ein Wächter der nächtlichen Ordnung zu der Erkenntnis brachte, daß wir nicht allein auf der Welt seien.

Seitdem sind wir nur, aber immer in der alten, getreuen Freundschaft, zusammengetroffen, wenn von meinem Triebe in die Ferne der Zufall mich wieder einmal aus fremden Landen oder Erdteilen in die Nähe der deutschen Heimat brachte.

Ich wüßte für diese knappen Erinnerungen keinen besseren Abschluß als die Worte Hauptmanns, die er auf meine Benachrichtigung an mich nach Holland richtete; „Was Du, lieber Freund, von unserer Breslauer Zeit weißt, sollst du ruhig nach Herzenslust mitteilen. Es ist ja einigermaßen lustig, unsere gemeinsame Jugend, unseren gemeinsamen Sturm und Drang der Vergessenheit zu entreißen."

DER NOTHELFER.

Eine Jugenderinnerung

von

Meo.

Ich zweifle, ob Jena sobald wieder zwei so ausgefallene Musensöhne beherbergt hat, als damals im beginnenden Wintersemester des Jahres 1882: den Musiker und Pianisten, den körperliches Hemmnis genötigt hatte, von seiner Kunst einstweilen Abschied zu nehmen, und der nun während dieser aufgezwungenen Muße, unter inneren Lasten seufzend, in den Gefilden der Wissenschaft spazieren ging; und den jungen Bildhauer, der eben dabei war, sich zum Dichter umzumausern, der wie er im Drange nach eigener Durchformung zum Meißel gegriffen, jetzt aus demselben Bedürfnis nach Entwirrung sich, wenn auch vorsichtig und probeweise, der Zucht des Begriffes unterwarf, während doch bereits das tiefere Verlangen, vorfühlende Schau am Wirrsal des Lebens zu bewähren, mit jedem Tage mehr Macht über ihn gewann. Zwei Müßiggänger des Geistes unter so vielen werkelnden und schuftenden Geistesarbeitern. Die nicht daran dachten, in diesen nur zu dürftigen Bezirken Heimatrechte zu erwerben. Vornehme Fremde aus einem weit entlegenen fabelhaften Reich; Abenteurer der Seele, die das Meer an diesen unwirtlichen Strand gespien; heimsuchende nach ihrem verlorenen Paradies.

Die Luft Jenas schütterte damals vom Getöse der philosophischen Glaubenskämpfe:

Ein harmonieseliger, begeistert ins allgemeine verschwebender Idealismus, von Eucken mit Schwung vorgetragen, führte die weisheitsbeflissenen Gemüter zu höheren Verzückungen; alle Meister der Vorzeit meinten im Grunde dasselbe, alle hatten sie recht. Dicht daneben hielt Otto Liebmanns nüchterne Erkenntniskritik und säuberliche Kategorienklitterei gegen solche Höhenräusche und Wonnebrünste ihre kalten Duschen bereit; ein Mann, der eine untrügliche Wage in der Hand hält, abwägt — und verwirft, selten bestätigt.

Beide aber verankerten die Welt im Bewußtsein, im Geist und dessen Gesetzen. Gegen beide stellte sich, breitbeinig und zuversichtlich, ein handfester Glaube — man kann nicht sagen an die fünf Sinne, wohl aber an Skalpell und Mikroskop, der auf den Darwinschen Entwicklungsgedanken eine neue Weltanschauung, eine neue Lebenslehre gründen wollte. Häckel und seine Schar waren seine stimmkräftigen Bekenner. Der ließ sichs wohl sein in der sogenannten wirklichen Welt, in der es so gesund und natürlich zuging; die, welch prachtvolle Einrichtung, durch die unaufhörliche allgemeine Rauferei, durch Biß und Schlag, durch Fressen und Gefressen werden mit jedem Tage nur immer aufgeräumter, sinniger und vollkommener wurde; und in der die „ethische" Aufgabe des Menschen darin bestand, mit aufgekrempten Ärmeln sein Tagespensum an solcher Art Weltvervollkommnung zu erledigen.

Jenen Fremdlingen aber vermochte der Schlachtruf „hie Geist — hie Wirklichkeit", „hie Kant — hie Häckel" keine Entscheidung abzunötigen. Während diese Kämpfe unter den Eingeborenen, die auf Kathedern und Bierbänken mit

dem gleichen verbissenen Eifer ausgefochten wurden, ihnen notgedrungen das Ohr und die nächsten Hirnlappen anfüllten, lauschte ihr innerer Mensch gespannt in die Tiefe, damit über dem Getos und Geschrei des Tages ein ferner Klang der Tröstung oder der Verheißung, wenn er unversehens käme, ihnen nicht entgehen möge. Das Problem, welches in ihnen bohrte und nagte, war kein Erklärungskopfschmerz, es war die Frage der Gnadenwahl, vor welche die Persönlichkeit sich immer wieder gestellt sah: bin ich berufen oder verworfen, werde ich im eigenen Tun mir die Erlösung schaffen, die für mich allein Erlösung ist, oder bin ich auf immer zu ohnmächtiger Qual verdammt?

Aber noch irrten unsere beiden Angespülten ein jeder für sich. Eh wir sie zusammenführen, müssen wir, sonst versteht man die ganze Geschichte nicht, den eingangs erwähnten Bildungsreisenden wider Willen näher ins Auge fassen und ihm nachträglich das Horoskop stellen. Seine Sterne sprechen sich sehr ungünstig aus, ihm droht große Gefahr, seinem Platz in der Selbstmörderecke scheint er kaum mehr entgehen zu können — wenn nicht noch im letzten Augenblick ein unberechenbarer Himmelswanderer sein Feld kreuzt und die gefährliche Konstellation durchbricht.

Mensch sein, heißt schuldig sein.

Aber es gibt Leute, die immer daran schuld sind. Die auch wirklich immer dabei sind, wo irgend etwas schlimmes passiert. Und es schließlich doch auch gewesen sein müssen. Sie ziehen Verfehlung und Schuld an sich wie ein Magnet; und steigern dabei die jedem angeborene Gabe, schuldig zu sein, schließlich zu einer unerhörten Vollkommenheit

Ein solcher war er: die wandelnde Erbsünde! Ein Sträfling des Lebens, der ab und an mit schier übermenschlicher Anstrengung seine Fesseln sprengte und jauchzend, frei

davonstürzte: dem aber die Kette am Bein immer wieder nachwuchs wie dem Prometheus die abgefressene Leber. Einer, der nie Kind gewesen war. Dem das Wort Elternhaus nur die Erinnerung an namenlose innere Qualen auslöste. Ein Unwürdiger und Verfemter! so hatte er sich vorgefunden, als er zu sich erwachte. Und die Stimme des eigenen Innern hatte dies Urteil nachgesprochen. Niemand, der ihn zu lösen gesucht aus dieser Verstrickung in eigene und fremde Schuld, der dem kranken, vergifteten Selbstgefühl den Heiltrank der Liebe gereicht hätte. Eine freudlose, achtlos niedergetretene Jugend. Und statt des Glanzes und Aufschwungs der Jünglingszeit neue Jahre der Knechtung und Entehrung, hingebracht in tötlicher Vereinsamung. Die Menschenwelt, durch die er, auf einem übrigens normalen, fast biederen Lebenswege, gleichsam in Ketten hindurchgeführt wurde, hatte er mit scheuem, niedergeschlagenem Blick durchquert. Eine gleichgiltig vorbeihastende Menge, einige müßige Zuschauer, die sich, die Hände in den Taschen, an den Weg stellten, dem Zuge zuzusehen, ein paar johlende Verhöhner: das etwa war sein Eindruck vom Leben. Alles lebensgroß und doch unendlich fern, getrennt von ihm wie durch eine gläserne Mauer; beängstigend fremd und wesenlos alles.

Nur wenn die Tasten sich unter seinen Händen regten, die Töne ihnen entperlten, rieselten und rannen, rauschend aufstürmten, ihre Reigen schlangen, sich scharten und lösten, in klagenden oder lobsingenden Chören gewaltig schritten, dann zerrann, was andere Wirklichkeit nennen, wie ein garstiger Traum, dann spürte er Boden unter den Füßen, Heimatgrund, dann schritt er leicht und erhobenen Hauptes, umblüht und umduftet, von Licht durchflutet, dann lebte er sein Leben. Aber es endete auch mit dem letzten Ton. Dann glitt er wieder zurück in sein Sträflingsdasein. Die

beiden Welten klafften auseinander, es gab keine Brücke zwischen ihnen; von den empfangenen Gnaden einen Abglanz in seinen grauen Alltag zu tragen, blieb ihm versagt.

Eine Berufswahl hatte es für ihn nicht gegeben. Als die Schule endlich hinter ihm lag, hatte er in Streit und Zorn das Elternhaus verlassen, um sich der Musik zu widmen. Er war vorangekommen in seiner Kunst, da wackere Meister ihn bereitwillig gefördert hatten; er hatte seine Ziele hochgesteckt. Aber er war derselbe geblieben, auch als der schlimmste Zwang gewichen war: ein Verworfener und Ausgestossener, der von den inneren Dämonen von einer Pein zur andern gezerrt und gestossen wurde. Dem noch immer jedes Tun sich in Anklage, jedes Geschehen in Verhängnis und Strafe verkehrte. Der, als sein eigner Folterknecht, kaum dass eine Pein bestanden. schon eine neue gesuchtere bereit hielt. Noch immer schritt er durchs Leben als ein Gefesselter. Schwamm er verloren auf dröhnenden nächtlichen Meeren, vom dunklen Schwall immer aufs neue überschüttet. Schwebte, ein ermattender Kletterer, über dem Abgrunde der Vernichtung. Und keine Hand, die sich ihm helfend entgegenstreckte Eine Gottheit, daß sie ihm hülfe, hätte in nie gehörten Tönen zu ihm reden müssen: sie erklangen ihm nicht. Daß aber ein Mensch in solchen Nöten ein Helfer sein könne, diesen Glauben hatte das Leben ihm gründlich ausgetrieben.

Eine heftige Armmuskelentzündung, die Folge übertriebener Klavierübungen, riß ihn aus seinem Trott: sein Kunstbetrieb war auf lange hinaus lahmgelegt! Und da seine Kunst, seit er dem Elternhaus den Rücken gekehrt, ihm auch den Lebensunterhalt hätte verschaffen müssen, stand er vor dem Nichts.

Die Hilfe die ihm kam, sah er wie ein Wunder an: eine großmütige Freundesgabe gewährte ihm bis zu seiner vollen

Wiederherstellung, die erst in Jahr und Tag zu erwarten stand, die Mittel zu sorgenfreier Existenz. Der eben noch in der Unterrichtsfron geschmachtet hatte, war plötzlich sein eigener Herr. So konnte er einen jahrelang gehegten Wunsch befriedigen: er begab sich nach Bayreuth, wo eben die Vorbereitungen für die erste Aufführung des Parsifal begonnen hatten, in der Hoffnung, dort seine Gaben im Dienste einer großen Sache verwenden zu können. Alte Familienbeziehungen zu Richard Wagner boten erwünschte Anknüpfung. Aber der Meister weilte in Palermo, niemand wußte, wann er zurückkehren werde. Wochen qualvollen Harrens vergingen, die ihn allen bösen Mächten seines Innern wieder auslieferten. Um ihnen nicht zu erliegen, gab es schließlich nur noch ein Mittel: Flucht auf Nimmerwiederkehr, den Kopfsprung in eine neue Tätigkeit. Die unaufhaltsam abrollende Zeit der Freiheit zu nutzen, entschied er sich, durch ein Universitätsstudium früh begonnenen philosophischen Studien Unterbau und Folge zu geben. Die Tür zum Reich der Töne warf er schmetternd hinter sich ins Schloß.

Und so saß ich denn eines Oktobertages 1882 in Jena, in den Vorlesungen von Eucken, Falkenberg, Liebmann, Boehtlingk und was es an Größen gab, und lauschte nicht eben gläubig, ihren widersprechenden Behauptungen. Draußen zwischen den Feldern in einer abgelegenen Schneidemühle hatte ich Quartier bezogen, beflissen, jedem Verkehr auszuweichen. War ich doch ohnehin den meisten dieser jungen Leute um ein paar Jahre voraus, und alle Jahre meines bewußten Lebens waren Kriegsjahre gewesen; was scherten mich deren Sorgen?

So erfüllte ich wochenlang in leidlichem Behaben alle Gerechtigkeit.

Bald aber begann der neue Zustand mich zu quälen.

Die dumpfe Last eines unschöpferischen, nur aufnehmenden Daseins wurde mit jedem Tage fühlbarer. „Tröstungen" hatte ich bei der Philosophie nicht gesucht, aber doch würdige Ablenkung. Die selbstverordnete Medizin büßte bei längerem Gebrauch ihre Wirkung immer mehr ein; ich schwitzte sie wieder aus, ohne daß sie in meinem Organismus Spuren hinterlassen hätte. Der Trank, der meinen heimlichen Schmerzen Linderung, meinem kranken Wesen Genesung brachte, mußte wohl aus anderen Zutaten gemischt, seine Kräutlein auf anderen Wiesen, an anderer Sonne gewachsen sein. Heimweh nach der verlorenen Klangwelt überfiel mich immer jäher und verzehrender. Die ungeschlagenen Saiten schwirrten mißtönig in meinem Gehirn, das Tongeflute, das zu den Fingerspitzen hinaus wollte, doch alle Ausgänge versperrt fand, verquirlte und verkochte zu einem Hexenbräu, der mir das Blut versetzte, es dick und gallig machte. Hatte das Schicksal selber den Stab schon über mich gebrochen, mir das Heimatrecht in der tönenden Welt, in der allein es sich zu leben lohnte, auf immer abgesprochen? Das Strafgericht, das immer über mir geschwebt, wurde es vielleicht schon vollzogen, teuflischer, vernichtender, als ich je gefürchtet? Tötliche Ängste packten mich. Wieder durchlief das innere Fragen die alten Bahnen, stand Rede auf vernichtende Anklagen, wurde halbschuldig schuldig gesprochen, schrie verzweifelt um Gerechtigkeit, um Milde — kurz, ich spürte förmlich, wie das eben zusammengeschlichtete Wesensgefüge sich wieder zerdehnte und lockerte. Die niedergeworfenen Dämonen zerrten an ihren Ketten. Wurden zu brüllenden Unholden. Machtlos das Leierschlagen meiner kollegbezahlten Orpheuse, sie wieder still und gefügig zu machen. Der Erschütterungsmesser stand auf Erdbeben. Einen Ätna im Gemüte, saß ich auf der Lernbank, nur mühsam noch Ohr gebend: gefaßt auf

einen Ausbruch, der auch den äußeren Menschen in Stücke reißen oder wer weiß wohin verschleudern würde.

Ein Zufall brachte Hilfe — wie ein Zufall mich nach Jena geführt hatte. Beide freilich von jener Art, die dem rückschauenden Blick wie bestellte Arbeit erscheinen.

Eines Tages trat ich zu einem Gang durch die Felder vor die Tür, als in einiger Entfernung drei junge Männer in lebhaftem Gespräch vorüberschritten. Ohne rechte Absicht änderte ich die Richtung und schritt ihnen nach; irgend etwas lockte mich, Sie redeten — wovon sollten sie auch sonst reden — von der Entwicklungslehre. „Sie" das heißt hauptsächlich einer. Während scharfe, nachdrückliche Handbebewegungen das tönende Gefüge der Sätze gleichzeitig in die Landschaft schrieben, setzte dieser eben auseinander, es fehle der Entwicklungslehre, obwohl sie mit ihrem Forschungsprinzip überall neue Zusammenhänge ans Licht hebe, doch an einer kritischen Besinnung über die Tragweite ihrer Grundgedanken; hier sei noch so gut wie alles zu tun! — Nun ja! aber das hatte mich doch nicht aus meiner Richtung bringen können. Und nun begriff ich, an welchem Faden ich nachgezogen wurde: die Stimme hatte mir's angetan. Ein weithin tragender Tenor, der unter den inneren Antrieben schwoll und wieder verebbte; nichts darin von Süße, die um Frauengunst buhlt: eine Führerstimme, welche die Gefolgschaft zu kühnem Wagnis sammelt; aus der es wetterleuchtete wie von Durgängen Händelscher Trompeten. Glanz und Freudigkeit der Jugend, ungebrochener Lebensmut, fortreißender Glaube an Geisteskraft und Geistessieg drang darin auf mich ein. Eine Stimme, die all das ausströmte, was mir versagt war! Ich folgte ihr durch die Gassen von Jena, besorgt, selber unbemerkt zu bleiben. An einer Ecke löste die Gruppe sich rasch auf, meine Stimme eilte allein weiter. Ich schwankte:

sollte ich sie schießen lassen, dies Unterpfand aller stolzen Hoffnungen? oder mich ihr in den Weg werfen mit allen Cellis, Fagott, dem gesamten Holz? Aber wie denn, hier auf der Straße, ich, der ich's aus Mangel an Vokabeln im Dunkeln nicht hergebracht hätte, einer Schönen Arm und Geleit anzutragen, wie denn reden mit der Stimme? Teufel auch, wenn ich wenigstens meinen Flügel bei mir hätte! Aber eh ich mich zu einem Verzicht durchgerungen, hatten mich meine Beine schon herangetragen, war ihrem eiligen Fugato bereits eine jähe Viertelpause vorgeriegelt, stammelte ich unwahrscheinliche Anfänge der entfallenen Textesworte. Und nun die Aufnahme! Ein rascher Blick aus zwei hellen Augen, und gleich auch ein Aufleuchten des Verstehens, ein Entgegennehmen des ganzen Menschen, das keiner Worte, geschweige denn Sätze bedurfte. Mit freundlicher Unbefangenheit, nicht anders, als hätte ich um Feuer gebeten, war ich beim Arm ergriffen und eine Strecke Weges mitgeführt, daß wir gleich wie alte Bekannte neben einander schritten. Nur ein Stück. Bald blieb mein neuer Gefährte mit einem hastigen Blick an die Uhr stehen und reichte mir die Hand: heut habe er's eilig, aber morgen vormittag erwarte er mich zu einem Spaziergange; er nannte Namen und Wohnung. Schon im Davoneilen, winkte er noch einmal zurück. Dann verschwand er im flotten Dauerlauf um die nächste Ecke. „Carl Hauptmann" — es war das erste Mal, daß ein Name an mein Ohr schlug, der meinem Leben soviel bedeuten sollte.

Punkt zwölf Uhr war ich zur Stelle. Ich fand noch zwei junge Männer anwesend, mit denen Carl Hauptmann mich bekannt machte. Der eine sein Freund und Hausgenosse Simon, Physiologe wie er, dazu aber Mediziner; klar, klug und bestimmt in Blick und Wort, ganz eingestellt auf Erfassung und Bewältigung der Wirklichkeit, von eigenem

Harm ungekränkt, für mich — hoffnungslos. Der andere hochgewachsen, überschlank, mit langem wirrem Blondhaar, den Kopf etwas vornübergeneigt, als trüge er eine unsichtbare Last — sein Bruder Gerhart. Wie er aufschaute und herzutrat, reine, klare Jünglingszüge, mit einem Einschlag von Leid und Mühsal, bleich und vergeistigt, als sei er erst vor kurzem von schwerer Krankheit aufgestanden. Freundlich blickend, aber auch bald wieder wie in sich hineinsinkend. Ich war betroffen. An dem gezwungenen Gespräch, bis Carl sich zum Ausgang gerüstet hatte, nahm er mit keinem Worte teil.

Auf unserm Gange machte mein Weggenosse mir die Sache leicht, wenngleich ja, bei meiner ungewohnten Pflicht, im Palaver mit einem so ansehnlichen Häuptling nichts zu versäumen, das schöne und reine Verhältnis von gestern nicht so recht wieder aufblühen wollte. Er erörterte, durch Zeichen des Beifalls von mir ab und zu bestärkt, ein Problem, das ihm über exakter biologischer Kleinarbeit immer wichtiger geworden sei, die Abhängigkeit der sogenannten „Tatsachen“ und angeblichen „Beobachtungen“ der Wissenschaft von unbemerkten und ungeprüften metaphysischen Voraussetzungen; diesen Unterstellungen müsse, in allen Zweigen der Lebensforschung, sogleich zu Leibe gegangen werden — er sprach wie einer, dessen Winke ganze Hundertschaften von Kopfarbeitern bereitstehen. Als ich aber bescheiden einwarf, wie sehr, die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit seiner Maßnahmen in allen Ehren, eine solche Geistesfron und ausschließliche Hirnkost den wahren und eigentlichen Menschen in uns doch darben und verkümmern lasse, da stimmte er mit Überzeugung zu, änderte nun auch gleich das Thema und begann von seinem Bruder Gerhart zu erzählen. Hätte er mein Herz nicht schon gewonnen gehabt, der Zartsinn, die Fürsorge, der heimliche Stolz, die fast verehrende Liebe, mit denen er von dem jüngeren Bruder,

seinen Gaben und Zielen, seiner Mühe und Vereinsamung sprach, hätten ihn mir liebenswert machen müssen.

Als wir wieder vor seiner Behausung standen, lud er mich ein, noch einmal einzutreten: Gerhart sei jetzt allein und werde sich gewiß freuen, mit mir noch schnell ein paar menschliche Worte zu wechseln; er mochte spüren, daß da sich wohl Fäden anspinnen, angeborene Vertrautheiten auftun könnten.

Ich folgte gern. Auch Gerhart nahm nun unbefangen an dem Gespräche teil, welches sich noch vorsichtig zu beziehungsreicheren Punkten hintastete. Da erblickte ich mittendurch im Nebenzimmer ein offenstehendes Klavier. Einem inneren Zwange folgend, trat ich hinzu, griff versuchend in die lang entbehrten Tasten, spielte, spielte immer vergessener, verloren in gurgelnde Tiefen — nun aber heraufgehoben in den Flutkampf, zur letzten Erprobung — rang und ruderte, im rollenden Gleichschritt ozeanischer Finsternisse dahingeworfen — den Gischt nun durchquerend, Flügel schwingend, todesmatte, versiegende des verflogenen Meervogels, des Albatros, der trotzigen Herzens, mit schrillen Rufen, sich noch einmal einlegt — aufhebt — fernem Erdämmern, geglaubtem Rastort, mit letzter Schwinge, näher, näher. . . . .

Als die verebbenden Tonfluten mich wieder an Land gesetzt hatten, fand ich mich, überraschend, in einer gänzlich veränderten Seelenkonstellation. Die Sprache, in der ich mir meine Bedrängnisse vom Herzen geredet hatte, war verstanden worden. Die Fremdheit war wie weggewischt, Blick und Wort gingen zwischen uns dreien wie zwischen lang Vertrauten. Von Stund an waren wir Freunde.

Schon in wenigen Tagen war auch das äußere Leben ein gemeinsames, soweit nicht die Arbeit jeden an seinen Platz bannte. Ungewollt war ich in einen angeregten, durch geistige Interessen zusammengehaltenen Kreis fähiger junger

Männer hineingeraten, der zweifellos die geistige Elite von Jena darstellte, und eh ich mich Übels versah, als Zugehöriger anerkannt und angebunden; ein Verkriechen war nicht mehr möglich. Auch ließ man ja jeden gewähren; man kritisierte die Welt und die Wissenschaft, nicht einer den andern. So konnte ich meine Gewohnheit des Schweigens, die mir durch Jahre der Einsamkeit zur zweiten Natur geworden war, beibehalten, ohne daß sie mich von der Gemeinschaft ausgeschlossen hätte: man ließ dem Eisberge Zeit aufzutauen. Es gelang mir denn auch mit jedem Tage besser, mich auf den unbefangenen, schalkhaft heiteren Ton dieses Kreises einzustimmen.

Zusammengehalten war dieser Kreis im wesentlichen durch die Persönlichkeit Carl Hauptmanns.

Was ihn auszeichnete, war die Gabe, das was ihn bewegte, im Worte auszuströmen. Und nie fand man ihn anders, als mit ernsten und großen Problemen beschäftigt und neuen Lösungen auf der Spur. Er hatte etwas von der Gespanntheit des Jägers, der eben zu Schusse kommen will. Ein geborener Sprecher, nicht Redner, am allerwenigsten ein solcher, der sich reden hören will. Auf Widerhall und Einrede angewiesen, um die Wirkung auf den Zuhörer aber ganz unbekümmert: er wollte nicht überreden, sondern überzeugen. Auch das nicht um des Andern willen, sondern um einer Idee zu ihrem Rechte zu verhelfen. Je tüchtiger ihm einer den Widerpart hielt, umso lieber war er ihm; dann war er unermüdlich, dann konnte die nächtliche Gasse nicht oft genug abgeschritten sein. Wo er erschien, übernahm er auch gleich die Führung, die man ihm bereitwillig überließ. Er bestimmte Richtung und Gangart des allgemeinen Gesprächs. Sein Denken hatte den langen Atem, um eine Erörterung zwanglos zusammenzuhalten und ihrem Ziele zuzutreiben. Er erschien damals eindeutiger als er

im Grunde war, sein bewußtes Streben galt ausschließlich den Problemen der Wissenschaft. Freilich mit einer Neigung, in jeder Disziplin bis an die Grenzen zu gehen, die Fundamente anzubohren, ihre letzten Bedingungen aufzugraben. Daß er nach schneller Erledigung der Formalitäten auf irgend ein freigewordenes Katheder der Philosophie oder der Biologie springen und dort seinen Mann stehen werde, schien ausgemacht. Der Ruf zur Kunst war noch nicht an ihn ergangen.

Um so mehr hegte und pflegte er in dem jüngeren Bruder den geborenen Künstler. Er versorgte ihn mit Geistesnahrung — wie eine Hühnermutter nicht müde wird, dem Paradiesvogelküken, das ihr unter die Fittiche geraten, die erlesensten Körner vor den wählerischen Schnabel zu legen. Er räumte ihm die Steine aus dem Wege, warb, wo er konnte, ihm Freunde. Auf sein Wort hin nahmen Männer wie Eucken und der feinsinnige Kenner Boehtlingk, dessen durchseelte Geschichtsvorträge keiner von uns so leicht versäumte, Gerharts jetzt verschollene Erstlingsdichtungen bereitwillig entgegen, galt er ihnen von vornherein als eine ernst zu nehmende Kraft.

Gerhart nahm diese Bemühungen, wenn auch dankbar, so doch mit der Gelassenheit des Grandseigneurs entgegen. Er hielt sich im Hintergrunde. Nie zeigte er Beflissenheit, andere mit seinen Arbeiten bekannt zu machen; man mußte ihn bitten, wollte man von seiner Bildnerei oder von seinen Dichtungen etwas zu sehen oder zu hören bekommen. Anders als Carl, war er im größeren Kreise eher zurückhaltend und schweigsam, erst im nahen Umgange schloß er sich auf. Bei längeren theoretischen Auseinandersetzungen trat bald etwas Gequältes in seine Mienen. Ihn fesselten Menschen und Schicksale, nicht abgezogene Gedanken.

Den Stamm unserer Schar bildeten die führenden Köpfe des naturwissenschaftlichen Vereins, unter ihnen hervorragende Begabungen, die in Erholungsstunden, auf Spaziergängen oder beim traulichen Schoppen, ihren besten Debatter nicht missen wollten. Voran die Biologen aus Häckels näherer Umgebung; aber auch Physiker und Chemiker von Klasse, die „Goldmacher und Laboranten", wie sie von den „Froschquälern" genannt wurden — einige von ihnen, wie Carl Duisberg, haben ja denn auch später dieser Bezeichnung alle Ehre gemacht. Sie verlangten Klarheit, wissenschaftliche Methode, exakte Beobachtung, lückenlosen Beweis; lauter scharfgeschliffene Intelligenzen die mit der Blendlaterne ihres Verstandes in jeden schummerigen Winkel leuchteten. Einige philosophisch interessierte Außenseiter aus den Geisteswissenschaften hatten sich herzugefunden, angelockt hauptsächlich durch Carl Hauptmanns zu Rede und Antwort jederzeit bereiten Scharfsinn. Im äußersten Umring dieses Planetariums schwebte, ein massiver, dunkler, noch nicht recht ausgemessener Himmelskörper, Gerhart allein.

Ohne daß es großer Erklärungen zwischen uns bedurfte, hatte sich schnell eine engere Gemeinschaft zwischen Gerhart und mir herausgebildet. Eine Gruppe Gerhart-Meo tat sich auf, die durch Zuläufer aus jenen ‚Proselyten des Tores', ein paar Germanisten und Sprachwissenschaftler, sogar etwas Schweif und Anhang gewann. Mit der Alleinherrschaft der Naturphilosophen hatte es nun ein Ende. Schulter an Schulter verteidigten wir gegen die Männer des sauberen Präparats und der erschöpfenden mathematischen Formel die Grenzen unserer Kunst- und Seelenwelt und erzwangen ihre Anerkennung. Wir bedienten uns im Wortgefecht unserer Sprache, die nun freilich als Verständigungsmittel nicht wohl gelten konnte. Wieder war es Carl, der sich keine

Mühe verdrießen ließ, diese hier unbekannte Sprache uns vom Munde weg zu erlernen, Sinn und Meinung unseres Zungenredens heraus zu bekommen und unsere apokalyptischen Äusserungen, in den naturphilosophischen Jargon übersetzt, den Kindern dieser Welt als respektable Weisheiten zu übermitteln.

Und doch war es nicht diese unvermutete Einbeziehung in ein reich bewegtes Geistesleben, was für mich den Aufenthalt in Jena zu einem entscheidenden Ereignis gemacht hat, sondern der ganz persönliche Umgang mit Gerhart. Die inneren Nöte, die mich bis zur Vernichtung bedrängten, konnten durch diesen seelischen Klimawechsel für eine Weile zurückgedrängt und beschwichtigt, nie aber wirklich gebessert oder gar geheilt werden.

Es ist schwer, von solchen Vorgängen zu reden, es rührt an Geheimnisse, die vielleicht nie entschleiert werden.

Die deutschen Gottesfreunde des Mittelalters haben das Wort geprägt, und ihnen war es eine geläufige Erfahrung, daß, wer aus zerrüttenden Seelenkämpfen zum Frieden gelangen wolle, sich einem andern Menschen „an Gottes Statt zu Grunde lassen müsse". Anderen, wenn sie sich das Bild eines solchen Nothelfers ausmalen, wird vielleicht ein mildes, vom Leben durchfurchtes Greisenantlitz vor die Seele treten: ich sehe dabei vor mir ein blasses Jünglingsgesicht, noch ohne die Flutzeichen und Notmarken des Lebens, doch mit den Zügen des ewigen Harms, das in vollem Verstehen, in innigem Miterleben mir zugewendet ist.

Es gibt sonderliche Tröster. Den gemeinen Wald- und Wiesentröster, der sich zu dir hält, um die Leere seines lauen Herzens mit deinem blutwarmen Schuldleide aufzufüllen; meide ihn, er läßt dich matt und wertlos zurück. Es gibt einen giftigen Trostsprecher: Schmock im Trösterkleide, der, das Notizbuch am Griff, dich als „Fall" studiert.

Und es gibt, heute die verbreitetste Form, den Aufklärungströster, der dir überzeugend auseinandersetzt: Schuld ist Unsinn.

Aber schuldig sein, ist — zu dem Getanen hinzu — selber eine Wesenstat des Herzens. Dem unter der Schuldlast Seufzenden damit zu kommen: du bist eigentlich garnicht schuld, sondern die Andern, die Verhältnisse, die Umwelt, alles, nur eben du nicht! ist, in zeitgemäßer Aufmachung, Tetzelgesinnung, dadurch bloß noch schlimmer, daß sie ihren Ablaßzettel gratis abgibt. Der Bejahende hat immer recht! So auch, wer sagt und fühlt: ich bin schuldig. Helfen kann ihm nur, wer in seinem Innern die gleiche Schuld aufbringt, sie im eigenen verbrecherischen Herzen brennen fühlt und gegen solche eigene echte Not die Abwehrkräfte seiner Seele aufbietet. Nur so hilft er tragen und lösen. Der mitleidig Lächelnde ist vor dem Schuldbedrückten ein bettelarmer Gesell. Als gäb es nicht schwarze Meere der Schuld genug in der Welt, daß jeder darin gebadet werden kann! Nur wer, im Mitleiden, seine eigene Schuld beweint, reicht dem Verstoßenen die Bruderhand und reiht ihn der Menschheit wieder ein.

Das Einfache und Schlichte, es ist nicht nur in der Kunst, es ist auch, scheint's, im Leben das Schwierige und Seltene, ein unverhofftes Glück: ein Mensch, der Not des andern selbstvergessen hingegeben, ohne jedes Drum und Draußen; der wesenhafte, sachversunkene Mensch.

Der das Zeug hat, ein Helfer und Heilender zu sein aus dem Grunde.

Weil er das eine hat: ein großes und reines, zur Schuld geborenes, zur Sühne berufenes Herz.

In das enge Gefäß der Menschenform eingegossen die linde, gütige, heilende Natur selber; die strömende Urkraft gefaßt und verdichtet in eine reine, unverbildete Menschen-

Von links nach rechts:

s t e h e n d : v. Sabler Simon Gerhart Hauptmann

s i t z e n d : Holthausen Carl Hauptmann Prof. Boehtlingk Meo

seele: so offenbarte, nicht durch Worte, sondern durch die Wirkung von Person zu Person, sich der Zwanzigjährige dem Freunde. Um solcher Herkunft willen wetteifern die Gestalten des Dichters an Lebenskraft mit echten Gebilden der Natur.

Wie er heute als Schaffender, dessen Lebenswerk sich rundet, vor vieler Augen steht, so stand, noch eh ihm ein bleibendes Werk gelungen, der Mensch, der unverlautbarte, von Ruhmesglanz noch nicht umstrahlt, vor meinem Gemüt: unter wimmelnden, kümmerlichen Teilgebilden ein Echter und Ganzer, unter all den gestammelten Verheißungen in schlichter Wirklichkeit einmal die Erfüllung.

Inzwischen aber hatte nun schon der heilsame Freund sein Schifflein mit allen ihm begehrlichen Wissensschätzen beladen, nahm, mit kaum halber Fracht, an einem schönen Morgen die Anker hoch und entsegelte frohgemut zu südlicheren Gestaden. Es war gut so, wir schieden als Freunde, ich mit Gemütstauen für immer an ihn gefesselt. Wenige Wochen noch, nnd ich hätte vielleicht auch mit grimmem Griff nach der geschärftesten Stange gelangt, um, geschickter als Saul, den lästigen Tröster mit einem Wurfe an die Wand zu spießen! So aber, wie gesagt, schieden wir als Freunde, verbrieft und versiegelt.

Und sind es, Gott sei Dank, geblieben.

IN ERWARTUNG HAUPTMANNS.

Von

Hermann Bahr.

In allen Künsten gibt es Werke, denen man vom Zeitalter so wenig als vom Volkswesen ihrer Schöpfer anmerkt; ja auch die Sonderart ihrer Kunst, ob sie reden, tönen oder bilden mag, verstummt hier fast, wir werden durch sie nur die Gegenwart des schlechtweg Vollkommenen, des Guten, Schönen, Rechten unmittelbar gewahr. Auf solcher Höhe reichen einander über die Zeiten, über die Völker, über die Künste hin Phidias, Dante, Grünewald, Shakespeare, Bach im nie verstummenden Selbstgespräch der Ewigkeit die Hände; man könnte zuweilen meinen, es sei nur immer wieder dasselbe Werk, das sie schaffen. Doch auch diese Künstler sind Kinder ihrer Zeit, Kinder ihres Volkes, und wenn sie gleich alle dasselbe sagen, jeder sagts doch in einer Mundart, in der es noch nicht vernommen worden ist; darum klingt es immer wieder neu. Die Wahrheit, die jedem Wechsel entrückte, von Urzeiten her unabänderlich gleiche Wahrheit, die alte Wahrheit immer wieder so zu sagen, daß wir aufhorchen, als hörten wir sie jetzt zum ersten mal, ist recht eigentlich das Amt der Kunst. Und je nach dem Grad, in welchem einem Künstler gelingt, Urweisheit, Urschönheit, Urgesetz in ihrer unvergeßlichen Ewigkeit uns empfinden zu lassen, als wenn sie jetzt eben erst entdeckt, als wenn sie das Werk dieses Augenblicks; sein Werk und unser

Werk wären, nach diesem Grade schätzen wir ihn. Schon in den Anfängen, so weit wir Nachrichten davon haben, ist Kunst immer Wiederholung, aber eine, die zu beginnen scheint. Die Menschheit spricht immer wieder das Wort Gottes nach, aber sie will sich einbilden können, es eben jetzt erst gefunden zu haben. Sie läßt das Schöne, Wahre, Gute, dessen Gehalt allein den Wert eines Kunstwerks bestimmt, nur auf sich wirken als Ausdruck ihres eigenen Sinns, ihrer eigenen Zeit. Das Kunstwerk ist soviel, als es Altes enthält, gilt aber der Gegenwart immer nur soviel, als es neu scheint. Dieses Paradox muß in der Menschenart tief eingewurzelt sein, denn gerade je ernster es eine Zeit mit der Wahrheit und Schönheit nimmt, desto gieriger blickt sie nach der Zukunft aus: Wahrheit und Schönheit scheint ihr immer etwas, was erst kommen wird; daß Wahrheit und Schönheit schon einmal gewesen, ja daß sie vorbei sein könnten, das glauben nur die ganz großen Zeiten. Die ganz großen Zeiten fühlen sich immer als Renaissancen, sie können sich gar nicht weit genug zurückdatieren: die erste Renaissance des Abendlands war die Homers, als Babylon in den jungen Griechen wiedergeboren wurde, die letzten Renaissancen waren das Barock, der alte Goethe und die deutsche Romantik. Je jünger ein Volk, je frischer es noch an unberührter schöpferischer Kraft ist, je mehr es vorhat, desto stärker ist sein Vertrauen auf die Vergangenheit: in ihr sucht es seine Zukunft. Je schwächer Völker werden, desto mehr wird ihnen vor der auf ihnen lastenden Vergangenheit bang, sie wollen ihr entlaufen, so stürzen sie sich kopfüber ins Ungewisse der Zukunft. Die seltsamsten Zeiten aber sind immer die, wann ein Volk zum ersten Mal fühlt, daß es schwach wird. Wie dann alle Kraft noch einmal zusammengerafft wird, ein Volk, um Abschied von sich zu nehmen, noch einmal seiner Jugend

einen letzten zärtlichen Blick schenkt, aber sich schon von seiner neuen Leidenschaft, von der Hoffnung auf die Zukunft, auf ein rettendes Forteilen von sich, entführt fühlt, das gibt dann zuweilen, einen Atemzug lang, Umarmungen von Widersprüchen, Coincidentien der Gegensätze, Scheine der Verwirklichung des Unmöglichen von einem Reiz, daß gerade solche schon sinkende Zeiten, wie die des Perikles, wie der Ausgang des zuletzt eigentlich schon selber an sich nicht mehr glaubenden, heiß gelaufenen Barocks, unvergeßlich durch die Jahrhunderte nachglänzen. Ist es aber erst entschieden, daß die bewahrenden Kräfte nicht mehr ausreichen, die zerstörenden niederzuhalten, in solchen Geschlechtern beginnt dann die Flucht vor sich selbst, sie reißen vor sich aus, „Fortschritt" wird ihre Losung: denn keine noch irgendwie sich in sich selber sicher fühlende Zeit hat jemals den Wunsch, von sich fort ins Ungewisse zu schreiten. Eine solche Flucht, mit ein paar ohnmächtigen Versuchen, die verwirrt Abstürzenden aufzuhalten, ist die Geschichte des Abendlands seit der großen französischen Revolution; noch weiter fort von sich wird nun der abendländische Geist kaum mehr schreiten können. Seine Geschichte zeigt in den letzten hundert Jahren drei Gruppen: eine beim Ausbruch der Flucht erschreckende, gleich vor ihr warnende, sich wehrende, das Erbe wahrende, Vätersinn hütende (Klassik und Romantik bei uns, mit ihrem Ausklang in Grillparzer, Feuchtersleben und Stifter; Balzac über Baudelaire und Flaubert zu Barrès; Burke über die Praerafaeliten zu Chesterton), ferner eine zweite zur Flucht treibende, fluchtselige, fluchtüberstürzende, ja sich auch nur vorzustellen, Leben könnte noch etwas anderes sein als Flucht vor dem, was ist, Flucht zu dem, was niemals war, schon durchaus unfähige, schließlich überhaupt in allem Dasein nur noch eine einzige fortwährende Flucht vor sich selbst erblickende, mit

jedem Sinn für Vergangenheit allmählig auch schon allen Begriff einer Gegenwart aufopfernde, ja nach der Zukunft selbst doch nur, um auch sie gleich wieder in den unablässigen Wirbel der alles verschlingenden Flucht einzureihen, drängende (die des „jungen Europa", des „Liberalismus" aller Länder mit seinen sämtlichen Abarten, Nacharten und Unarten), und endlich eine letzte, schon auf der Flucht und zur Flucht geborene, für die Flucht als Lebensaufgabe der Menschheit, ja der ganzen Schöpfung erzogene Gruppe, die meiner Generation, deren Schicksal, ja deren Sendung es war, mitten auf dieser endlosen Flucht auf einmal durch einen geheimen Instinkt aufgeschreckt sich zu fragen: Wovor fliehen wir denn eigentlich, wohin fliehen wir, wie lange fliehen wir denn noch? Als ihr zum ersten Mal einfiel, ob man nicht wieder einmal zum Augenblicke sagen könnte: Verweile doch, du bist so schön! mit diesem Einfall, den die Maler zuerst hatten, die Maler des Impressionismus, war zum ersten Mal ein Zeichen gegeben, auf der wilden Flucht einzuhalten. Für uns alle, die wir in den sechziger Jahren zur Welt und zwischen 1880 und 1890 zur inneren, in den neunziger Jahren auch zur äußeren Entscheidung kamen, jetzt aber schon langsam an die Heimkehr denken müssen, ist das die große Caesur gewesen. Wir liefen erst alle bloß um die Wette, wer auf dieser Flucht in die Zukunft der erste voran wäre, plötzlich aber sah sich jeder auf einmal irgendwie geheimnisvoll umgedreht, so daß er zwar immer noch automatisch in die Zukunft weiterlief, aber jetzt mit dem Rücken zu ihr, die vor ihm auferstandene Vergangenheit verwundert, noch halb ungläubig, fast beschämt erblickend oder aber auch, als wenn er sich auf einem Verrat ertappt hätte, gewaltsam sich wieder zur Flucht zurückwendend, mit wachsender Eile, doch nicht mehr ganz sicheren Gewissens.

In „Vor Sonnenaufgang", im „Friedensfest", noch in den „Einsamen Menschen" erschien meiner Generation Gerhart Hauptmann als der Mann ihrer Sehnsucht: hier war mit aller Vergangenheit gebrochen, hier Erinnerung ausgelöscht, hier der große Sprung in die Zukunft getan. Aber noch hatte sich ein unwillig überranntes Publikum von seinem Schrecken, wir Jungen uns vom Siegesrausch kaum erholt, als er, mit der „Versunkenen Glocke", den Vordersten unter uns, die schon indessen wieder des kaum Erreichten, aber weil es erreicht und also nun selber auch nicht mehr Zukunft war, überdrüssig, ja fast in manchen Augenblicken an dieser bisher so gelobten Zukunft, und vielleicht an jeder, so bald sie sich nähert, irre geworden waren, aufs neue zuvorkam durch eine verblüffende Wendung, nämlich zurück, zum Verse zurück, ins Märchen zurück: wieder sahen wir unseren geheimsten Wunsch erfüllt, und einen, den die meisten von uns selber sich noch gar nicht eingestanden hatten. Daß Zukunft auch im Märchen, daß sie zuweilen in uralten Zeiten liegen kann, wer hätte das zu denken gewagt? Da war nur noch ein Schritt und man fragte sich, ob nicht Zukunft vielleicht nur gerade in der Zukunft niemals liegt. Ein neues Problem war damit gestellt; es wurde das Lebensproblem Hauptmanns, er fragt bis zum heutigen Tage noch, wo wir eigentlich suchen sollen, eben darin ein vollkommener Ausdruck eines Geschlechts, das im Eifer unablässigen Fragens, unermüdlichen Suchens fast vergessen zu haben scheint, ob man denn nicht auch einmal antworten, ob man nicht finden könnte. Daß vielleicht Antworten zu finden sind weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart noch in der Zukunft, aber in einem der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft entrückten Reich, in das Zeit keinen Einlaß hat, das hoch über aller Bewegung ruht, das vor allem Anfang war und nach allem Ende sein wird, und daß eben dort

vielleicht die Kunst daheim ist. Ahnungen solcher Art überschreiten schon die dieser Generation gezogenen Grenzen, der Gesetz, aus seiner eigenen Macht und nicht von Menschen gesetzt, auch menschlicher Zustimmung unbedürftig, vielmehr selbst den Menschen bestimmend, Gesetz eines Seins über dem Menschen, ja vor dem Menschen ein unfaßlicher Begriff blieb.

Hauptmanns Freunde sind immer wieder durch sein neustes Werk enttäuscht worden. Es schien jedes Mal ihr Bild von ihm zu trüben, durch irgend einen fremden Hauch. Das war der Hauch der Zeit. Jede der leisesten Veränderungen in der deutschen Seele seit dreißig Jahren hat ihre Spur in seinem Werk gelassen; wer einst ihre Geschichte schreiben wird, kann über jeden Abschnitt ein Hauptmannzitat setzen, über den vom forcierten Möchtegernheidentum in Grunewaldvillen so gut als über den von der Herzensnot des Geistes nach dem Herrn Jesus. Wenn Hauptmanns Bild zuweilen ein wenig schwankt, ist's immer im Winde der Zeit. Unsere sämtlichen Brüche hat sein Werk auf einen Nenner gebracht. Wem es mißfällt, der wird mit der Zeit rechten müssen, nicht mit ihm, der Werk um Werk so fortfuhr, wie vor zweiunddreißig Jahren sein erster Auftritt ihn angekündigt hat. Denn eben dadurch hat er ja damals so gewaltig auf uns gewirkt, daß uns in ihm der Dichter erschien, der jeder von uns gern selber gewesen wäre! Da stand vor uns plötzlich in Fleisch und Blut, was wir uns seit Jahren von uns selber mit solcher Inbrunst ersehnt hatten. Erfüllung eines jeden von uns war der junge Hauptmann, und wirklich wie die gewaffnete Pallas aus des Kroniden Haupt, sprang der blasse Schlesier aus dem klopfenden Herzen seiner ganzen Generation hervor: die deutsche Jugend entlud sich. Nicht bloß als Augenzeuge kann ich davon reden, nicht bloß als Leidensgefährte dieser bangen Sehnsucht, sondern auch als ein Mundstück von ihr: noch bevor Hauptmann begann,

waren meine „neuen Menschen", meine „große Sünde", rauchende Dramen, Plakate des irren Ungestüms, erschienen, und eben, als er begann, meine „Kritik der Moderne", die, gleich alles Bisherige mit der Schmähung „Antike" bedeckend, von uns aus gelassen den Anfang einer neuen Weltordnung datierend, dem ungewiß wogenden Getümmel nun den sammelnden Feldruf gab.

> „Kein rückwärts schauender Prophet
> Geblendet durch unfaßliche Idole,
> Modern sei der Poet,
> Modern vom Scheitel bis zur Sohle"

hatte schon Arno Holz verkündet, ich brachte das nun in ein System, wie der richtige Deutsche, wenn er Mut zu sich selber finden soll, immer eins braucht. Auch hörten mir die Gefährten an, daß ich niemals von mir selber sprach, sondern nicht bloß im Namen, nein, wirklich auch im Dienste der Zeit. Ich war den alten Herren zunächst dadurch unliebsam aufgefallen, daß, während es ihr Brauch war, in einem bescheiden klingenden Plural zu sprechen und von sich „wir" zu sagen, ich dreist immer „Ich" schrieb, aber die Gefährten merkten schon, daß mit meinem trotzigen Ich ja gar nicht ich gemeint war: es meinte sie, es meinte die ganze Jugend, in jedem von uns drohend zusammengeballt, es meinte die Zeit! Ich kann mich nicht vieler Gaben rühmen, dieser einen aber darf ich's, meinen Vorteil niemals auf eigene Faust, sondern immer nur dienend zu suchen: einer Gemeinschaft, sei's einer Sache, sei's einer Idee dienen zu müssen, um überhaupt handeln zu können, ist meine Leidenschaft geblieben, ich hielt mich immer selber zu mir erst berechtigt, wenn ich mich einreihen konnte; möge mir gewährt sein, daß ich auch den Rest meiner Kraft im Zeichen des Kundryworts verbrauchen darf! Der Wunsch ist übrigens bezeichnend für meine Generation, die, wenigstens solang sie jung war,

durchaus auf Zusammenschluß und Zusammenhang, auf Einordnung in Reih und Glied, auf gemeinsamen Aufmarsch in gleichem Schritt und Tritt zum gemeinsamen Ziel drang und keinen Eigensinn gelten ließ, sondern nur ihren Gemeingeist. Wir standen immer in Bereitschaft; wir waren nur nicht recht einig, wofür. So hat, wer nicht selber dabei war, hinterher zuweilen eher den Eindruck blinden Lärms. Das ist nicht unsere Schuld. An Ernst, Leidenschaft und Treue hat es jener Jugend nicht gefehlt, und sie war mit den seltensten Tugenden begabt: mit Sachlichkeit und Opfersinn. Sie fand nur die Sache nicht, für die sie sich opfern hätte können. Sie war vielleicht gar nicht zur Literatur, zur Kunst bestimmt: es blieb ihr nur kein anderer Ausweg; so fehlt auch ihren besten Dichtern immer doch irgend etwas zum ganzen Dichter, und immer sind ihre Dichter fast alle doch auch wieder noch mehr als bloß Dichter. Ich will darum einmal versuchen, die Geistesart jener Jugend im Erwachen zu schildern: im Berlin der achtziger Jahre, das sich seines eigenen Sinns erst an der Erscheinung des jungen Gerhart Hauptmann bewußt ward und in ihm seine Sprache fand.

Ich war 1883 einer allzu deutschen Rede auf dem Wagnerkommers der Wiener Studentenschaft wegen von der Wiener Universität relegiert und dadurch überall in Österreich den Kommilitonen so wert, den Behörden so verdächtig und so sehr das Ziel studentischer Begeisterung und polizeilicher Verfolgung geworden, daß ich sicherlich verbummeln und auf einem deutschradikalen Reichsratsmandat stranden hätte müssen, wäre nicht mein bekümmerter Vater einsichtig genug gewesen, meinen Bitten nachzugeben und es noch ein letztes Mal mit mir zu versuchen, indem er mich an die Berliner Universität ließ. Es muß ihm schwer genug geworden sein, denn er hat Preußen verabscheut. Er war noch ein richtiger Altösterreicher josefinischer Prägung:

schwarzrotgold schwärmend, so weit die deutsche Zunge klingt, für ein einiges Deutschland, das aber sein vaterländisch schlagendes Herz sich nur unter Habsburgs Führung träumen, sein geschichtlich urteilender Kopf nicht ohne Österreich denken konnte; er war als Student eine Zeit in der Familie Schmerling Hauslehrer gewesen. Und nun sah er sein Österreich 1866 aus Deutschland verstoßen: seine Welt brach ein! Denn damit war für ihn Österreich und Deutschland weg, beide waren unmöglich geworden. Auch Österreich selber fühlte sich seitdem um sich selbst gebracht und so wuchsen wir jungen Österreicher auf: vaterlandslos. Das eine Vaterland hatte doch keine Sinne mehr und das andere war uns ja verboten: Entsagung aber, in die mit zurückgewendetem Blick die Väter flüchteten, galt der Jugend für feig. Wir hörten es den Eltern, hörten es unsern Lehrern an, hörten es aus jedem Gespräch heraus: Vorbei, wir sind vorbei, die Fortsetzung folgt jetzt draußen! Und Eltern und Lehrer machte die Bitterkeit ungerecht gegen das verlorene Vaterland: damals fing der Österreicher, der ja niemals an Selbstüberschätzung gelitten hat, nun überhaupt nichts Heimisches mehr gelten zu lassen an. Selbstverspottung, Selbstverachtung wurde Sitte; der Österreicher hat an ihr noch einmal die ganze Kraft seiner Begabung gezeigt, wir wurden Virtuosen des Unglaubens an uns. Aber nun waren wir doch alle, wenn auch Kinder strenger Josefiner, benediktinischen Geistes erzogen: das österreichische Bürgertum schickt seine Söhne zu den Wiener Schotten oder nach Seitenstetten in Niederösterreich, nach Kremsmünster in Oberösterreich, nach St. Paul in Kärnten, und auch unsere weltlichen Gymnasien verleugnen nicht, daß alles was bei uns humanistischer Unterricht heißt, durchaus in der benediktinischen Überlieferung wurzelt; die alten Sprachen herrschen vor und die Helden Homers sind die

stärksten Erlebnisse des Jünglings, der, in einem vagen Platonismus aufgewachsen, gewohnt, an Menschen und Taten das heroische Maß Plutarchs, Caesars oder des Tacitus anzulegen, mit einem ungestümen Verlangen nach Größe die Schule verläßt. Wo fand er es gestillt in einem Lande, das seit fast hundert Jahren jeden Anschein von Größe zu verstecken gewohnt war, sich Grillparzer nur als raunzenden Sonderling, Stifter als schweigsamen Schulrat, Anton Bruckner als täppischen Vetter vom Lande maskiert gefallen ließ und Tegetthoff, den Sieger von Helgoland und Lissa, vor nässender Sentimentalität für Benedek, den Geschlagenen von Königgrätz, vergaß? War diese Zeit ausgestorben von Größe? fragten wir bang. Aber nein, seht doch nur über die Grenze! Dort ist noch Größe genug! Dort ist Bismarck, dort ist Richard Wagner, dort drüben, dort draußen! Byrons I want a hero schrieb ich später als Motto vor mein zweites Schauspiel. Das wars: Verlangen nach Größe, Kraft und Heldentum hat uns, hat gerade die Besten von uns damals zu Verrätern an Österreich gemacht, das sich selber verraten hatte.

Ich erinnere mich noch, wie stark mir das Herz schlug, als ich, April 1884, im Anhalter Bahnhof ausstieg, von der Seligkeit des Gedankens überwältigt, nun in derselben Stadt mit Bismarck zu sein, dieselbe Luft atmen zu dürfen wie Bismarck! Zum Essen bei Alexander dem Großen eingeladen zu sein wäre mir auch nicht merkwürdiger vorgekommen als das märchenhafte Gefühl, daß Bismarck, Bismarck! hier leibhaftig unter den Menschen herumging, die daran aber eigentlich offenbar nicht einmal gar so was Besonderes fanden! Ich wußte damals noch nicht, daß Größe zur vollen Wirkung Ferne braucht. Nach Jahren kam ich einmal in Marokko mit einem Beduinen ins Gespräch, das uns nicht eben leicht ward: er kannte kaum

ein Dutzend spanischer Worte. Befragt, woher ich sei, fand ich durchaus keinen ihm bekannten Namen für mein Volk. Deutscher, Österreicher, Wien, Berlin, Kaiser Franz Josef — er schüttelte nur verwundert das mächtige Haupt. Als ich aber sagte: Bismarck, da fing sein edles großes Antlitz zu leuchten an, und dem Landsmann Bismarcks gab er bewundernd die Hand. Die richtige Ferne gehört dazu: Beduinen und österreichische Burschenschafter hatten früher das Augenmaß für Bismarck als Berliner Eckensteher. Und so schlief ich die erste Nacht in Berlin vor Erregung kaum und konnte dann am nächsten Tag die Stunde kaum erwarten, beim Aufzug der Wachablösung den alten Kaiser im Eckfenster zu sehen, den Kaiser, der den alten Traum der Nation erfüllt, den Kaiser des einigen Reichs! Lange stand ich schon, mir indessen Friedrich den Großen betrachtend, immerhin noch mit einer Einmischung von Resten österreichischen Empfindens. Aber da scholl Trommelschlag, die Wache zog auf, der Kaiser zeigte sich und siehe da wars ein ganz einfacher alter Herr, unbeschreiblich rührend anzusehen. Ich verbiß die Lippen, nicht laut aufzuheulen. Darauf war ich nicht gefaßt gewesen: das war ganz was anderes als Größe, das war viel mehr. Fast verlegen stand der alte Herr am Fenster, und es war ihm anzusehen, daß er sein ganzes Pflichtgefühl aufbieten mußte, um ein Schicksal, das er als unverdient groß, ja vielleicht fast als Beschämung empfand, in der guten Haltung, die sein Stand von ihm forderte, tragen zu können. Nachdenklich ging ich weg, aber das Seltsame war, daß mich dieses Bild nun auf allen meinen Wegen durch die fremde Stadt begleitete, sie selber schien ja, ganz wie der alte Kaiser, von allem was unversehens aus ihr geworden war, was sie notgedrungen noch alles werden mußte, nicht gerade freudig überrascht, wenn auch entschlossen, ihre Pflicht zu

zu tun und was sie sich als nunmehr Hauptstadt eines Reichs schuldig war, standesgemäß zu leisten, aber nicht ohne leisen Neid sich vergangener Zeiten erinnernd, von denen es jetzt endgültig scheiden hieß. Berlin war damals das gerade Gegenteil großstädtischen Schwindels: es wuchs und wuchs eilends empor, aber unwillig, sozusagen mit von sich selbst abgewendetem Blick; es hätte sich selber am liebsten nichts davon merken lassen wollen, zärtlich stolz gerade das hegend, was es eigentlich schon gar nicht mehr war, was nur aus Versehen vom Geist des alten Berlin noch stehen geblieben war Wien war doch viel älter, aber es tat ganz neu. Berlin war schon viel größer, aber es gab sich noch klein. Berlin war auch schon viel reicher, aber ich konnte noch einen alten General leibhaftig in einer humpelnden Droschke zweiter Güte zum Hofball fahren sehen: ein unvergeßliches Erlebnis für den Wiener, dem doch ein Leutnant in einem Einspänner damals etwas Unfaßliches gewesen wäre. Da war ich aus dem Ringstraßenwien ins Gegenteil geraten: in eine Stadt, die sich umgekehrt in der Pose der Enge, der Armut, ja fast eines altväterischen Idylls gefiel. Und sie hatte noch alte märkische Kraft genug bewahrt, um sich selber gar nicht merken zu lassen, daß dies alles im Grunde doch schon eigentlich zur Pose geworden war, daß in ihr schon der „Betrieb" lauernd verborgen lag, der zehn Jahre später in amerikanische Halme schoß.

Mir war angeboren, alles was mir begegnete, was mich umgab, Menschen wie Zustände, ganz unbewußt und unwillkürlich als Sinnbilder meines eigenen Lebens, als Stationen meines Inneren, als Zeichen, die mich zu mir selbst wiesen, zu benützen und wenn ich mich allen äußeren Eindrücken willig überließ, wars in einem seltsamen stillen gläubigen Vorgefühl, mein eigener Genius stecke

dahinter; Schutzengel sagen wir Katholiken. So hat mir damals der Anblick Berlins Schichten meines Wesens entdeckt, die sich bisher nicht hervorgewagt hatten. In dieser kühleren Luft fand ich zum ersten Mal Mut zu dem, was Fontane, dessen Werke, den von Person ich erst viel später, als er schon eben siebzig geworden war, kennen gelernt, „Unfeierlichkeit" nennt. Das hat jeder Österreicher im Blut, aber er hält es für unerlaubt; man redet ihm ein, es gehöre zur guten Form, gleichsam immer in seiner Rolle zu bleiben. Die Vorliebe des Berliners für das „Rüde" tat mir, sobald ich mich vom ersten Schrecken meiner österreichischen Wehleidigkeit erholt hatte, merkwürdig wohl und ich gewöhnte mich rasch an die Sorglosigkeit, mit der einem der Berliner die Wahrheit oder was er dafür hält, sagt und sie sich aber auch selber sagen läßt. Er ist nicht, was wir unter „taktvoll" verstehen, aber ich fand bald, wie viel man von taktlosen Leuten über sich erfährt. Ja war hier Ja, Nein war Nein: das ist nicht immer angenehm, aber es erspart einem die Mühe, nun erst dem Ton, in dem bejaht wird, abzuhorchen, ob damit wirklich Ja gemeint oder ein Nein maskiert wird. Auch der in meiner Heimat unbekannte Begriff der Zeit wurde mir allmählich geläufig: ich bemerkte, daß es hier im Norden bei Verabredungen, sich um vier Uhr zu treffen, nicht Brauch war, erst gegen sieben zu kommen. Das Dasein verlor hier viel an Romantik, die Leute schienen mir arg pedantisch, aber an der Eile, mit der ich mich darein fand, ward ich gewahr, welcher Philister zu meinem Entsetzen offenbar in mir stak. Ähnlich erging es mir später in Paris: diese beiden Städte, so grundverschieden sonst, haben mich die bürgerlichen Tugenden, sie haben mich arbeiten, mein Inneres ordnen, Launen wehren, bei der Stange bleiben, Ungeduld zügeln, mit der eigenen Kraft haushalten, mich nicht mehr an jeden neuen Reiz verschwenden, sie haben

mich Entsagung, Selbstbeherschung und damit erst die richtige Verwaltung meiner Gaben wenn auch nicht ausüben, so doch fortan immer von neuem wieder anstreben gelehrt. Vielleicht weil in Berlin der Achtziger und im Paris der Neunziger Jahre, dort noch aus alter Zeit her, hier nach überwundenem zweiten Empire wieder, das geistige Leben von derselben Menschenschicht beherrscht war: von Söhnen des noch ganz tief in festen sittlichen Überlieferungen wurzelnden, eben erst der ärgsten Not entwischten und halbwegs vor Hunger gesicherten, Entbehrung gewohnten, Leben überhaupt nur als Arbeit kennenden, sich jeden Groschen vom Mund absparenden, weil ihn zinstragend angelegt zu wissen mehr als alles was es sich dafür kaufen könnte, freut, mühsam Schritt um Schritt zu Wohlstand emporkeuchenden, nüchternen, harten, unnachgiebigen, zähen, leidenschaftlich ausdauernden mittleren oder kleinen Bürgertums. Spuren solcher Abkunft trug auch ich in mir. Sie waren in Wien verwischt worden, nun entsann ich mich ihrer wieder, ja so sehr, daß ich zu meiner höchsten Überraschung auf den Einfall kam, einmal den Versuch zu wagen und in Berlin die Kollegien nicht zu schwänzen. Ich schrieb sogar mit und habe mir manches Heft bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Ich hatte mich entschlossen, Nationalökonomie zu studieren, eine Wissenschaft, von der ich zwei Jahre früher noch kaum den Namen kannte: plötzlich war sie die Leibspeise des neuen Geistes geworden. Auf alle Fragen, die wir jungen Leute vergebens an die ratlose Philosophie, an die durch ihr nüchternes Ignorabimus enttäuschende Naturwissenschaft stellten, schien hier Antwort; sie war gewissermaßen der Okkultismus jener Zeit, von ihr hofften wir zaubern zu lernen, eine glücklichere, menschenwürdige Zukunft herbeizaubern. Auch hatte sie den Reiz, nicht bloß Erkenntnis zu verheißen, sondern

zur Tat aufzufordern: sie half uns das Leben meistern, die Gestalt einer neuen Welt entwerfen, alte Träume der Sehnsucht verwirklichen. Sie war mehr als Wissenschaft, sie war auch noch Kunst, sie war die Wissenschaft einer geheimen Kunst, der Kunst, aus der Arbeit Gold zu machen. Wirklich als Alchimie der Zukunft sozusagen empfanden wir sie. Denn wie Jugend ja stets alles zunächst beim Ende anfängt, verstanden wir unter Nationalökonomie natürlich nicht die Lehre Adam Smiths, dieser englischen Krämerseele, sondern wir meinten damit die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, wir meinten Bismarck. Der erste Nationalökonom, den ich las, war Rodbertus, der Gutsherr von Jagetzow, und auch alle anderen kamen für mich nur als Vorarbeiter der bismarckischen Sozialreform in Betracht. Daß Adolf Wagner als ihr Berater galt, hatte mich so magisch nach Berlin gezogen: im Grunde war ich als Nationalökonom an die Berliner Universität gegangen, um bei Adolf Wagner Bismarck zu hören. Und die Vorlesungen genügten meiner Ungeduld schon im Voraus nicht, ich wollte mit einem Satz gleich mitten ins Geheimnis hinein, ich wollte gleich die letzten Weihen, ich wollte gleich in Wagners Seminar Einlaß, zu seiner Intimität. Mein erster Weg ging also nach Charlottenburg, wo Wagner damals wohnte. Mai wars, das Gärtchen ums Haus in Blüten, ich auch. Man wies mich im Erdgeschoß in ein weites Gemach, da stand er in dem großen, ernsten Raum vor dem hohen Fenster am Pult, die Feder in der Hand, ohne sich durch meinen Eintritt stören zu lassen, schlank, die Schultern emporgezogen, der ganze Mann in Arbeit eingespannt, ja förmlich in ihr erstarrt, nur seine Brille glänzte geschwind zu mir herüber und ein kurzes Nicken, das ich eigentlich mehr bloß empfand als wahrnahm, hieß mich reden. Erst als ich meinen Wunsch aufgesagt hatte, ohne zu verhehlen, daß es mir an allen Vor-

kenntnissen gebrach, gab er einen Laut von sich, einen eigentümlichen Zungenschlag oder Gaumenknall, halb ein Schnalzen, halb ein Kauen, das seine Gewohnheit war. Es begann ein Verhör, rasch, ungeduldig, nicht angenehm. Der viel geschäftige, von so vielen Pflichten umdrängte, bald aus dem Seminar zur Vorlesung, bald wieder von der Wissenschaft in die Politik, nach atemloser Tagesarbeit abends noch zu Volksversammlungen weit draußen irgendwo, mit Stöcker zusammen, eilende, für sein eigenes Werk: die „Grundlegung" und den neuen Band der „Finanzwissenschaft" nur die Hast abgesparter Viertelstunden erübrigende, gleichsam auf dem Sprung lebende Mann hatte seine Zeit so haarscharf eingeteilt, daß sich da wirklich nirgends eine der behaglich verweilenden Artigkeiten einschieben ließ, mit denen der Österreicher sein Leben verbringt. Bevor ich mich recht besann, war ich schon wieder draußen und staunte nur, daß er mich, nach einem letzten musternden Blick achselzuckend und wieder mit jenem gaumig abschnalzenden Laut, als wenn ich ein Pferd wäre, schließlich doch in sein Seminar aufgenommen hatte. Das war nun einer von den unverdienten Glücksfällen meines Lebens. Denn ich trafs gut, Wagner selber hat nach Jahren noch gern immer wieder von diesem Jahrgang erzählt: die „Mischung" sei niemals besser gewesen. Da war vor allem Heinrich Dietzel, jetzt in Bonn, längst Geheimrat, von uns allen Wagners eigener innerer Art der Nächste, knapp, klug, kühl, selbstbeherrscht und selbstverwahrt, Distanz haltend und Distanz nehmend zu Menschen wie zu Dingen, immer eher geneigt, zu wenig als zu viel zu sagen, ein Spötter voll Mißtrauen, auch gegen sich selbst, nicht gerade hochmütig, doch hochsinnig, nicht herablassend, sondern ruhig auf seiner Höhe bleibend, den anderen höflich seine Fläche zukehrend, schamhaft seine Tiefe verbergend, und einer von den ganz seltenen

Menschen, deren Tugenden der Schatten fehlt, schärfsten Verstandes, doch nicht ohne Gemüt, ein fast harter, aber zarter Mann, verhalten, doch nicht verschlossen, eigenartig ohne Eigensinn, entschieden ohne Rechthaberei, sarkastisch, aber gutmütig, die Schwächen anderer auf den ersten Blick durchschauend, aber nachsichtig, bei starken inneren Impulsen äußerlich die Ruhe selbst, so wohlgeboren und wohlerzogen als wohlabgewogen und wohlausgegoren, ganz aus einem Stück völlig aufgebaut ohne jeden Anbau, so zusammenhängend, daß man sich schon damals nicht vorstellen konnte, er wäre jemals unreif gewesen, wie man sich wieder heute nicht vorstellen kann, daß er jemals altern wird, aber dieses Wunder von einem Menschen, damals schon und heute noch, nun seit je so behutsam und unscheinbar gebrauchend, daß es die meisten gar nicht bemerken, wodurch ihm nun freilich seine gelehrte Carrière sehr erleichtert worden ist. Ihm nicht unähnlich Wolfgang Heine, mein bester Freund, damals eben vor dem Referendarexamen, Stockpreuße, doch von der zu jener Zeit nicht seltenen weimarisch angehauchten Art (sein Vater war Rektor in Weimar gewesen, bevor er das Gymnasium in Brandenburg übernahm), und Stockprotestant, nicht im konfessionellen, aber in Goethes Sinn („der Prediger steht zur Wache . . . und will in Kunst und Wissenschaft wie immer protestieren"), und dazu nun dann auch noch stockernst, von jenem grimmigen Ernst der Norddeutschen, der sich mit der reinsten Herzensheiterkeit sehr gut und allenfalls auch gelegentlich noch mit Berserkeranfällen einer wilden Ausgelassenheit verträgt, aber vor jeder Art Ironie, gar meiner zuletzt dann immer auch noch sich selbst ironisierenden, fassungslos steht, für mich das erste Beispiel einer mir bis dahin ganz unbekannten, zunächst fast unbegreiflichen inneren Mischung, zu der man wohl blond geboren

sein muß, Mischung nämlich von unverlierbarer Unschuld eines ganz unmittelbaren, mit instinktiver Sicherheit, ja fast automatisch wirkenden sittlichen Empfindens mit einer bei solcher angeborener innerer Entschiedenheit ganz unbegreiflichen, jedenfalls unnötigen Lust an Abenteuern des Intellekts, um durch immer stärkere Belastung gleichsam die Tragkraft jenes Empfindens, die Standhaftigkeit des Gewissens immer von neuem wieder zu prüfen, wie denn eben damals der Sohn des Brandenburger Domherrn, zum preußischen Offizier oder Beamten vorbestimmt, Vertrauensmann der in den antisemitischen „Vereinen Deutscher Studenten" versammelten extremsten Nationalen, Redakteur des „Kyffhäuser", unbedingter Bismärcker, gerade, zunächst bloß aus intellektueller Rechtschaffenheit, bloß um in voller Kenntnis des Gegners über ihn urteilen und sich gegen ihn für Kaiser und Reich einsetzen zu können, allmählig Schritt für Schritt unversehens so tief in den radikalen Sozialismus, in das was durch die Sozialreform Bismarcks überwunden werden sollte, geriet, daß er dann schließlich, schon weil es unter dem Sozialistengesetz feig ausgesehen hätte, wie Furcht vor der Polizei, plötzlich nicht mehr einhalten, nicht mehr abschwenken und nicht Reservelieutenant werden konnte, sondern sich für den Beruf eines Rechtsanwalts entschied, was damals richtiger altpreußischer Empfindung nach eine capitis deminutio schien. Er war der erste durch und durch blonde Mensch, den ich näher kennen lernte; Zuverlässigkeit, Arglosigkeit, intellektuelle Rechtschaffenheit und was ich nicht anders als Herzensreinheit des Verstandes zu nennen weiß, traten mir zum ersten Mal in Person entgegen. Ich hatte bei größter Regsamkeit des Geistes, bei stärkstem Interesse für alle Fragen, doch bisher keine rechte Vorstellung, daß einem etwas zum inneren Problem werden kann. Für ihn gab es eigentlich überhaupt nichts, was ihm

nicht zum Problem geworden wäre. Ich hätte, rings mit so drohenden Problemen besetzt, kein Auge mehr zudrücken können; ihn ließen sie ruhig schlafen. Ich empfand an ihm zum ersten Mal einen ganz tiefen und unaussprechlichen Gegensatz zwischen norddeutschem und süddeutschem Wesen: sie nehmen alles ernst, wir eigentlich meistens gar nichts; aber dabei haben wir das Gefühl, daß wenn wir jemals etwas ernst zu nehmen genötigt wären, es unser Leben kosten würde, während wir mit Verwunderung gewahren, daß sie dabei ruhig weiter leben können, und nicht bloß dabei, sondern geradezu davon. Wir bewundern an ihnen vor allem, wie leicht es ihnen wird, alles schwer zu nehmen. Sie finden uns oberflächlich, sie tauchen in Tiefen, aus welchen wir, einmal unten, nicht mehr empor könnten; die Behendigkeit, mit der sie gleich aus der Tiefe wieder zurückkehren und, als wäre nichts geschehen, weiterleben, bewundern wir sehr; aber wir bleiben schon lieber, was wir sind.

In jenem Seminar saß unter uns auch ein hochgewachsener, stiller, fast eher schüchterner Student, Werner Sombart, damals noch gar nicht aggressiv und den Sturm seiner Intuitionen entweder selber noch nicht ahnend oder jedenfalls gut vor uns verbergend, heute Wagners Nachfolger auf seiner Berliner Lehrkanzel. Ferner war ein streitbarer junger Böhme da, Karel Kramař, schon Doktor, von stupendem Wissen und uns allen an Willenskraft, gerader Richtung auf sein Ziel und entschiedenem Schritt weit überlegen, was er uns auch gelegentlich zu verstehen gab, ein glänzender Debatter, unübertrefflich gar in der Repartee, katzenhaft, bald schnurrend, bald wieder unversehens losfahrend, zuweilen seinen Spott über unser Treiben, das ihm kindisch genug vorkommen mochte, kaum verbergend, als der Einzige von uns, der der Wissenschaft nicht bloß um ihrer schönen Augen willen

diente, sondern ganz genau schon seinen Weg wußte, einen Weg dicht am Galgen gerade noch vorüber ins Prytaneum seiner befreiten Nation. Er war damals mein ewiger Widerpart, er ein geborener Hussit mit einer auf Rußland placierten Romantik, ich ein fanatischer Bismärcker und noch mit Eierschalen des Schönerianers. Wir lauerten nur, auf einander loszufahren, zur größten Freude Wagners, der diese richtigen Austriaca, die wir im Grunde doch beide waren und, unser Vaterland überlebend, blieben, mit stillem Behagen genoß. Darin lag recht eigentlich die Kraft, die viel mehr als einen Lehrer, die aus ihm den großen Erzieher einer ganzen Generation gemacht hat: seine Kraft, das Geheimnis des Schülers aufzuspüren, seine Passion an einer wahren Treibjagd auf das Geheimnis, bis es sich ihm ergab, bis an diesem Schüler alles bloß Angelernte, bloß Angeflogene, bloß Vermeintliche, Gesuchte, Gewollte, jede bloße Denkgewohnheit, aller Drill, aller Schein weg und nur das ganz Wurzelechte, das ganz Hieb- und Stichfeste, wofern er überhaupt derlei hatte, noch übrig, aber damit nun auch seine Begabung entdeckt war; an den echten Stellen ist nämlich Jedermann begabt. In der sokratischen Methode des Herausholens junger Menschen aus ihrem inneren Versteck war er ein Meister ohne gleichen. Er hatte darum auch noch eine Schule, während, womit sich Schmoller umgab, eher nach einer Klientel aussah.

Ich war als leidenschaftlicher Adolfwagnerianer von vornherein mißtrauisch gegen Schmoller, und er erwiderte das. Sein Seminar schien mir von einer unerträglichen Langweile. Ich merkte nicht, daß hier insgeheim schon ein Verfahren vorbereitet wurde, das zehn Jahre später an den Universitäten zur Vorherrschaft kam: bei Schmoller kündigte sich behutsam der Einzug des „Betriebs“ in die Wissenschaft an, der Ersatz des Gelehrten durch den Zettelkatalog. Das

konnte ganz unbemerkt geschehen, weil Schmoller selber noch durchaus eine Gelehrtennatur alten Schlags war, eine zwar stille, doch starke, wenn auch auf Schwabenart verkniffene, doch durch seinen verhaltenen Ehrgeiz ganz hohen Stils unablässig gesteigerte Persönlichkeit. Wagner verschwendete sich mit beiden Händen, Schmoller sammelte die Brosamen seiner Begabung, er war erfinderisch im Sparen; ihm verdanken wir einen ganz neuen Begriff wissenschaftlicher Organisation, die dadurch allmählich demokratisiert und auch den Unbegabten zugänglich gemacht worden ist; Talent wird als Störung empfunden. Ich hatte zu Schmoller von vornherein einen schlechten Stand. Sein zögerndes, nichts geradezu bejahendes noch geradezu verneinendes, abwägendes, berechnendes, auf den Krücken von Einerseits und Andererseits schleichendes Wesen, in dem die Vorsicht überwog, war mir, gar an dem glänzenden, unaufhörlich blitzenden und in seiner Pedanterie doch fast ritterlichen Wagner gemessen, unleidlich. Wie viel Reife des Urteils, welche Weite nicht bloß, sondern doch auch fast Größe des Überblicks, ja wie viel ruhig gestaltende Kraft aber doch im Grunde seiner behutsamen Mäßigung verborgen lag und daß alles Listige, fast Arglistige, Bauernschlaue, das schwäbisch Faustdicke hinter den Ohren, wie wir Studenten damals sagten, vielleicht nur ein Stacheldraht war, der ihm das Gefühl von Sicherheit geben sollte, das er, um ungestört und unbedroht ein freier furchtloser Geist zu sein, nun einmal brauchte, dies ist mir nach vielen Jahren erst allmählich aufgegangen. Daß er Feudalen wie Radikalen als Kompromißmensch gleich verdächtig war, nahm er mit seinem gewohnten lauernden Schmunzeln hin, aber gerade diese mir damals so verhaßte Neigung zu Kompromissen kam vielleicht aus einer Erkenntnis, zu der seine Zeit noch nicht reif, durch die er uns allen voraus war, der Erkenntnis, daß die

Grundlage gar nicht, wie wir alle meinten, „Individualismus oder Sozialismus" hieß, sondern höher lag, über beiden und für beide von derselben entscheidenden Bedeutung, von beiden noch ungelöst, daß es die Frage war, wie die Menschheit, sie sei sozialistisch oder individualistisch geformt, sei monarchisch oder demokratisch regiert, sich über den Klassen und den Parteien eine den ruhigen Gang des gemeinsamen Lebens hütende, dem Tagesstreit entrückte Macht sichern kann. Er war in Zeitfragen vielleicht darum so geneigt, sich abfinden zu lassen, weil er, über sie hinweg, seinen geschichtlichen Blick auf Sorgen gerichtet hielt, die damals noch wie blauer Dunst in weiter Ferne schwammen. Auch für den eigentümlichen Reiz seines Stils fand mein Ohr erst später Geduld. Auch sein Stil ist ein Leisetreter. Er hat weder das wuchtige Pathos Treitschkes noch Adolf Wagners aggressive Sachlichkeit noch Rankes incognito reisende Hoheit, aber dafür, was damals schon selten war und seitdem ganz ausgestorben ist: Diskretion. Ich war damals in meinen Urteilen über Menschen noch viel zu rasch, um zu gewahren, zu welcher inneren Höhe sich dieser mit so vielen kleinen Tücken und Winkelzügen gespickte Spießbürger doch allmählig gesteigert hatte, so ließ ich es an dem Weihrauch fehlen, den er von seinen Schülern gewohnt war, unser gegenseitiges Mißtrauen wuchs und schließlich fand sich auch noch ein Zwischenträger, durch den ich erfuhr, Schmoller habe vorsichtig den Verdacht angedeutet, ich hätte gar kein Abiturientenexamen, sondern sei sogar urspünglich Kaufmann gewesen. Es gelang mir, Gott sei dank, mich von der Schmach dieser entsetzlichen Verleumdung glänzend zu reinigen. So lieb verzopft war damals noch unser akademisches Leben!

Auch in Vorlesungen anderer Fächer war ich gern zu Gast. Am liebsten beim ehrwürdigen greisen Zeller. Schon sein

bloßer Anblick, allem Niedrigen Schweigen gebietend, ist mir unvergeßlich geblieben: durch seine Gegenwart allein schien die Wirklichkeit einer idealen Welt verbürgt, er war selber ihr leibhaftiger Beweis. Auf seiner Würde, fast der eines alten Benediktinermönchs, lag ein Hauch heller attischer Anmut, sein hoher Ernst verlor nie das stille Lächeln aller am Baum des eigenen Lebens gereiften Weisheit und eine Luft von solcher Reinheit umgab ihn, daß ich unwillkürlich wieder an meinen geliebten Salzburger Lehrer Josef Steger erinnert wurde; alle diese nachgeborenen Griechen, welchen Stammes und welcher Konfession immer, sehen einander ähnlich. Gemeinsam ist ihnen auch ein merkwürdiger Stolz auf Armut: sie zeigen sich entschlossen, nur vom Geiste Freuden anzunehmen, jedes andere Glück aber, welcher Art immer, von vornherein höflich dankend abzulehnen. Zeller hatte das offenbar schon aus Tübingen mitgebracht, doch ein Berliner Zuwachs war daran unverkennbar, wie denn süddeutsche Tugenden oft in der härteren Berliner Zucht erst zur vollen Besinnung kommen, schon dadurch daß sie hier erst gewissermaßen auf sich pochen lernen. Und Berlin ist ja dieser alten deutschen Sitte, daß geistiger Adel irdischen Wohlstand, wenn er ihn nicht geradezu verachtet, jedenfalls als etwas höchst Gleichgültiges und eher Störendes empfindet, lange treu geblieben, bis in die Mitte der neunziger Jahre hinein.

Treitschke war damals schon völlig taub, sein eigenes Wort nicht mehr hörend und also unfähig, die Rede zu meistern, die nur wie ein qualmiger Erdbrand aus seinen bellenden Lippen brach, aber mit welcher Wildheit in den einwärts starrenden, von inneren Gesichten kochenden Augen, mit welchem Paroxysmus einer fast verruchten Willenskraft, aus seinem Glauben Gott und die Welt zu gestalten, und sozusagen furor teutonicus, aber zugleich auch altes Testa-

ment in einer Person! Und daß wir seinem rauchenden Enthusiasmus insgeheim etwas Gewaltsames, ja fast etwas Unreines, vielleicht die Todesseufzer seines eigenen erstickten Heimwehs nach einer verblühten stilleren Zeit, in der die Deutschen noch ein leidendes Volk gewesen, anzuhören glaubten, gab ihm nur noch mehr Macht über ein Geschlecht, das dumpf voraus empfand, daß ihm bestimmt war, Abschied von vielem zu nehmen, um unb schwert in die Zukunft zu stürmen. Zwischen Zeller und Treitschke, jenem sinnenden Benediktiner und diesem keuchenden Archilochus, zwischen dem lieben alten Tübinger Deutschland der inneren Freiheit durch Entsagung und dem neuen Preußen der erobernden Tat war uns die Wahl gestellt. Ich aber widerstrebe jeder Wahl, ich bin ein so starker Jasager, daß ich immer auch jedes Nein bejahen und auch das Nein, das durch ein Ja weggewiesen wird, irgenwie noch mit in dieses Ja wieder hineinnehmen möchte: lange bevor ich den Namen des Cusaners zum ersten Mal hörte, war ich mit seiner oppositorum coincidentia vertraut. Ob also nicht über jenem Tübinger und diesem preußischen Deutschtum noch ein drittes möglich und recht eigentlich dieses gerade das meiner Generation vorbestimmte Werk wäre? Da traf mich, als ich eines Tags, aus dem Colleg, in solchen Gedanken durch den Vorgarten schritt, dort wo die Humboldts sitzen, unversehens der Strahl eines blauen Blicks von solcher Reinheit, daß ich der hohen Gestalt des Jünglings mit diesem unvergesslichen Seelenblick wie gebannt nachging. Ich erfuhr, es sei Heinrich von Stein, ein junger Dozent, Schüler Dührings, Erzieher Siegfried Wagners; er ist später die letzte von den „großen Hoffnungen" Nietzsches geworden. Ich war entschlossen, sein Schüler zu werden. Es kam nur in den nächsten Tagen immer wieder irgend etwas dazwischen, ich vergaß zunächst, und als mir, nach Monaten,

mein Entschluß wieder einfiel, war Stein nicht mehr in Berlin. Er hätte mir den Umweg abgekürzt. Denn in ihm war ja schon jenes dritte Deutschland; und zu seiner Coincidenz solcher Oppositen wie Dühring, Wagner und Nietzsche gehörte noch eine ganz andere Spannkraft! So ging ich im Leben noch einige Male an entscheidenden Begegnungen vorbei, sie sogleich erkennend, aber dann verbummelnd. Ich habs meinem guten Genius nicht leicht gemacht.

Indessen hatte sich allmählich eine streitbare Freundschaft mit Wolfgang Heine hergestellt, vielleicht eben aus dem polaren Gegensatz unserer Naturen: mein hoher Flatterflug ließ ihn erstaunen, ich nahm an ihm wahr, was Ernst, Sachlichkeit und Bedürfnis innerer Ordnung, geistiger Rechtschaffenheit und standhafter Treue gegen sich selbst sind; ich fing zu bemerken an, daß es ein Gewissen des Intellekts gibt. Er zürnte mir oft, ich mußte zuweilen über ihn lachen, und als ich aus meiner ersten Behausung in der Zimmerstraße nun, um ihm näher zu sein, in den Norden zog, in die Kalkscheunenstraße hinter der Kaserne des zweiten Garderegiments, waren wir bald unzertrennlich. Unsere heftigen Debatten, meistens auf seiner Bude in der Luisenstraße beginnend, dann die halbe Nacht hindurch im ersten Stock des Café Bauer, wo wir sämtliche Zeitungen verschlangen, fortgeführt, bei Morgengrauen, indem wir einander immer wieder durch die Karlstraße noch einmal hin und her begleiteten, noch immer nicht erschöpft, hatten zunächst immer wieder dasselbe Thema, für das er einen neuen Namen fand: er wars, soviel ich weiß, der, in dem von ihm redigierten Kyffhäuser, zuerst das Wort „nationalsozial" geprägt hat. Gemeint war, die Hohenzollern zu sozialen Kaisern, das Deutschland Bismarcks auch für den Arbeiterstand bereit zu machen. Wir fingen damit an, es gelte jetzt auch den Arbeiter für das deutsche Vaterland zu „gewinnen", ohne

daß uns zunächst auffiel, wie merkwürdig doch eigentlich ein Vaterland war, für das ein ganzer Stand, ein so großer, so breiter, täglich mächtiger empordrohender Stand, erst gewonnen werden mußte. Wir schwärmten für Bismarck und hatten den Zürcher „Sozialdemokrat“ abonniert, den eben unseres geliebten Bismarcks Polizei so streng verboten hatte, daß man ihn jedes Mal, nachdem er über die Schweizer Grenze geschmuggelt worden, aus einer anderen unverdächtigen kleinen deutschen Stadt in einem jedes Mal die Handschrift, das Format und die Farbe wechselnden Couvert erhalten mußte. Ich zog noch am siebzigsten Geburtstag des eisernen Kanzlers in den Farben meiner Wiener Burschenschaft durch die Wilhelmstraße mit, schwang begeistert meine Fackel zum Fenster, in dem der Gewaltige stand, hielt auf dem Commers die rituell „flammende“ Rede und war wenige Monate später schon bei der Polizei „notiert“, weil ich an verbotenen Zusammenkünften mit Bebel, Liebknecht und Vollmar teilnahm. Ich wunderte mich damals arglos, warum denn nicht auch Bismarck einmal bei diesen verbotenen Zusammenkünften erschien; ihm hätte Vollmar, der ihm an inneren und äußeren Wuchs glich, eigentlich gefallen müssen. „Man muß seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen“: wäre Bismarck noch jung genug gewesen, auch auf sein Verhältnis zur Sozialdemokratie diesen Grundsatz anzuwenden, so wären wir Nationalsozialisten nicht eines Tages plötzlich als Sozialdemokraten aufgewacht. Wir empfanden das gar nicht als Untreue gegen ihn; wir meinten eher, er sei sich selber untreu worden. Wir ließen nicht ab, ihn ehrfürchtig zu lieben, nur freilich anders, wir hätten mit Othello sagen können:

„Cassio, I love thee:
But never more be officer of mine.“

In seinen Anfängen war unser Sozialismus zunächst humaner

Herkunft, bald mit nationaler Bestätigung. Engels hatte mit seiner „Lage der arbeitenden Klassen in England" das Gewissen des Bürgers aufgeschreckt, der, schon um seinen Reichtum behaglich genießen zu können, ihn von den ärgsten Blutspuren gereinigt sehen wollte. Rodbertus hatte mit dem Gespenst neuer Barbaren, deren Sturm unsere ganze Gesittung hinwegfegen würde, gedroht. Scham und Furcht wirkten zusammen, Menschlichkeit und Berechnung stimmten überein, dem Herzen nickte der Kopf zu. Bismarck hatte die Gelegenheit, den verhaßten „Freisinn" um den letzten Rest seiner nur noch aus achtundvierziger Erinnerungen aufgewärmten Popularität zu bringen, und einem Preußen, das zum sozialen Staat wurde, hätten es die Arbeiter an Staatstreue nicht fehlen lassen. Ich weiß heute noch nicht ob das wirklich so utopistisch gedacht war, als man der kleinen Schrift, in der ich es damals aussprach, vorwarf. Der alte Schäffle war ihr Anlaß, mit seinem nicht sehr klugen Buch über „die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie", dem ich mit meiner „Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle" witzig, wenn auch ungezogen antwortete. Sie hat damals eigentlich nur im böhmischen Hochadel gewirkt, auf dessen Schlössern man sich gerade zu jener Zeit von Schäffle seufzend sozialpolitisch belehren ließ; die jungen Herren rächten sich für diese Pein, indem er bei ihnen fortan nur „Der Einsichtslose" hieß. Meine Schrift kam also doch eigentlich an die falsche Adresse. In Berlin aber galt ich seitdem für „verdächtig", und während ich eher erwartet hätte, zu Bismarck berufen und sein vortragender Rat für Hohenzollernsozialismus zu werden, rieten mir Freunde zum Abschied von Berlin, bevor er zur Ausweisung würde. So ward der Doktor der Staatswissenschaft zunichte; sonst wäre ich jetzt längst preußischer Geheimrat und heute vielleicht, wer weiß? Reichskanzler.

Aber nicht bloß Enttäuschung über die kaiserliche Botschaft von 1881 ließ uns an dem alten Preußen, von dem wir uns die Kraft zur sozialen Erneuerung der Welt erhofften, irre werden, sondern wir entdeckten nun auch noch, daß es gar nicht mehr das alte Preußen war. Das alte Berlin, das Berlin Schadows und der Rahel, wo sich, wenn er am Brandenburger Tor die Wache kommandierte, der Leutnant Chamisso die Zeit mit griechischer Grammatik vertrieb, das Berlin E. T. A. Hoffmanns, das Berlin Zelters, das Berlin Lessings, gab es denn das überhaupt noch? An gewissen, märkisch wehenden Märztagen schien es noch in der Luft zu liegen. Und wo jetzt die Kammerspiele sind, war damals ein unpassendes Lokal, das Emberg hieß, aber Stemmberg genannt wurde: dort tanzten Mädchen von einer ungeschlachten bäurischen Schönheit, sie hatten etwas Dumpfes, ja Tierisches, tierisch in ihrer willenlosen Ergebung, tierisch aber auch in ihrer plötzlich ausschlagenden Wildheit, die jedoch gleich immer wieder in einen unwillkürlichen, man möchte sagen: kasernierten Rhythmus fiel, der Hohenfriedbergermarsch fuhr ihnen, wenn sie heiß wurden, in die Hüften, und man glaubte gewissermaßen auf einem Exerzierfelde von Mänaden zu sein. Diese Habtachtstellung auch der Schamlosigkeit noch, diese Mischung von Unzucht mit Drill war schon, wenn auch bloß als Karikatur, noch sehr Berlin, altes Berlin, in das nun aber etwas Neues, etwas Fremdes drang, ein häßlicher Geruch nach wesenloser Großstadt, ein Geruch von Elend und Laster, nicht der Armut, sondern frech bewußter, höhnisch zur Schau getragener Schande: in die Roheit drang allmählich immer mehr Gemeinheit ein, und diese Gemeinheit wurde zum Geschäft, sie machte sich bezahlt, denn sie diente bald zur unentbehrlichen Belustigung, zur abendlichen Erholung der anständigen Leute von ihrer Tagesanständig-

keit. Das erste Zeichen, wodurch sich die beginnende Verwandlung eines Bürgertums in Bourgeoisie verrät, ist das Bedürfnis, für die Befriedigung der nostalgie de la boue vorzusorgen. Das deutsche Bürgertum, das Gustav Freytag an der Arbeit aufgesucht hat, fing allmählich zu bemerken an, daß ihm Geibel, Roquette und Baumbach, von denen ihm an Feiertagen seine Frauen vorschwärmten, nicht mehr ganz genügten. Es wäre sehr beleidigt gewesen, das was es sich eigentlich wünschte, beim rechten Namen zu hören. Es wollte sich nicht encanaillieren, aber es hatte nichts dagegen, in die Nähe davon zu kommen. Wo ein Wille ist, ist immer auch ein Weg, und so entstand eine neue Industrie zur Bedienung dieser noch unaufrichtigen Gelüste. Typisch dafür war das kleine Café Chantant des Berliner Nordens mit den Büsten des alten Kaisers, Bismarcks und Moltkes unter grellen bunten Lampen, mit Heil Dir im Siegerkranz und verlogenen Schmachtfetzen aus lustverseuchten Kehlen, mit Loreley, Zoten und Suff, ein patriotisch sentimentaler Bordellersatz, zur Abendandacht für Studenten, Referendare und Offiziere, für die Blüte der Nation, so daß der schüchterne junge Kaufmann in den hinteren Reihen sein Gewissen durch einen Blick auf diese vorbildliche Gesellschaft beruhigen konnte. Das war sozusagen die andere Seite der Butzenscheibenlyrik, ihre Nachtseite.

Jeden innerlich nicht ganz verdreckten Jüngling überwältigte der Ekel. In der Studentenschaft waren nicht viele geborene Berliner. Die meisten von uns kamen aus kleinen Familien kleiner Städte, Großvater war noch Bauer oder Handwerker gewesen, Vater hatte sich am Rande des Mittelstandes emporgehungert, in ein kleines Geschäft oder in ein kleines Amt hinein. Das Einzige, was solchen Existenzen Halt und Trost gibt, ist das Gefühl ihrer Anständigkeit. Es ist auch das Einzige, was sie den Kindern zu bieten haben.

Gerade weil man den Kindern nichts anderes ins Leben mitzugeben hat, wird auf ihre sittliche Bildung so gedrungen. Zur Erleichterung bedient man sich im sittlichen Unterricht gern eines abgekürzten Verfahrens, man erzieht das Kind in der Fiktion, der Mensch sei gut von Geburt, es selber wünsche sich im Grunde nichts mehr als Recht zu tun, es merke das nur noch nicht, es verstehe seinen eigenen inneren Wunsch noch nicht, Laster beruhe nur auf einem Mißverständnis, Tugend rentiere sich viel besser, nicht etwa bloß dereinst drüben, sondern auch hier auf Erden schon, ihr Weg sei der zu Wohlstand, Reichtum und Ansehen, so decke sich die sittliche Pflicht durchaus mit dem Gebot des eigenen Vorteils; in der kleinbürgerlichen Moral jener Zeit stak ein verschrobener Calvinismus; im Vater, der, bettelarm vom Dorf zugewandert, es allmählich in der kleinen Stadt durch Fleiß, Rechtschaffenheit und Sparsamkeit zu knappem Wohlstand gebracht hatte, verehrte der Sohn eben darum schon ein sittliches Vorbild. Und war nun der Bub in der strengen Hut vorsorgender Eltern endlich so weit, daß er, nochmals mit tausend Warnungen, Mahnungen und Erinnerungen gesegnet, endlich das Vaterhaus verließ, um nach Berlin studieren zu gehen, ist es ein Wunder, daß ihn hier nach ein paar Wochen das Gefühl überkam, sein ganzes Leben lang bisher von Eltern und Lehrern nur immer infam belogen worden zu sein? Nichts als Lug und Trug zur Äffung der Dummen, um Kulis des Kapitals aus ihnen zu machen, war diese ganze „Sittlichkeit“ doch sichtlich: man mußte den ehrenwerten Bürger nur einmal erst im Chantant gesehen haben, da zeigte sie sich, da ward ihr Geheimnis offenbar! Wir schwelgten damals in Offenbarungen der bürgerlichen Sittlichkeit und merkten in unserer höhnischen Erbitterung gar nicht, wie viel selbst an diesem Wahrheitsfanatismus doch auch wieder nur maskierter Cant war.

Das kleine Bürgertum päppelte damals seine Kinder gern mit des braven Augsburger Domherrn Christoph von Schmid und des eifrigen Dresdner Jugendfreundes Franz Hoffmann veilchenblauen Erzählungen optimistisch auf. Aus so sanften Träumen durch den unerwarteten Anblick der Großstadt aufgeschreckt, hatte sie nun das Bedürfnis nach einem Vomitiv. Zola bot es an, zur Genesung von Paul Heyse. Welcher Stolz aber war es gar für uns, als sich dann auch noch unser eigener Zola fand, ein Berliner Zola: Max Kretzer, in dessen „Betrogenen" und „Verkommenen" unser tiefes menschliches Mitleid mit den Enterbten ebenso auf seine Rechnung kam wie der schadenfrohe Hohn, in menschlicher Gemeinheit zu wühlen. So sanken wir unmerklich in Nihilismus ein, und in den gefährlichsten, einen salonfähigen mit den besten Manieren, den Nihilismus, mit dem Ibsen nur immer höflich fragt: „Ist es wirklich groß, das Große?", so lange freundlich, ja mit einem Anschein von Zärtlichkeit an jedem Ding klopfend, bis es hohl klingt. Für Ibsen, nicht den damals noch verborgenen mystischen, sondern den in Handschuhen sozialkritischen Ibsen mit dem unanstößig spöttischen Skeptizismus, zu dem man Orden tragen kann, schlug jetzt bei der deutschen Jugend die große Stunde. Gleich mein erster Aufsatz, den der Abiturient für eine Salzburger Zeitung schrieb, mein Debut als Journalist, vor einundviezig Jahren, war eine Verteidigung der von Hugo Wittmann in der Neuen freien Presse spöttisch zerzausten Nora gewesen, nun blies ich in Pernerstorfers „Deutschen Worten" Alarm für Ibsen, und mit so vollen Backen, daß ich ihn dabei fast schon wieder wegblies. Es ist charakteristisch, nicht bloß für mich, sondern für das Tempo der ganzen Jugend damals, daß mein Aufsatz Ibsen „einen literarischen Johannes" nennt, „der die Abkehr predigt von der Gegenwart und den Pfad weist, den der Erlöser der Zukunft

wandeln wird", und daß ich seine Bedeutung „in der Geschichte der Weltliteratur" (billiger gab ich es schon damals nicht!) in „seinem unvergeßlichen Verdienst" zu sehen meinte, „die literarische Gegenwart gründlich abgetan, das Gefühl ihrer Unerträglichkeit zur äußersten Leidenschaft gesteigert und ihm das Mittel ihrer Überwindung gereicht zu haben: bringen wird diese Überwindung erst ein Größerer". So herrlich eilig hatten wirs damals in der schnaubenden Ungeduld unseres Glaubens an uns selbst! Und während mir in meinen fünf Berliner Semestern kein einziges Mal einfiel, ins Deutsche Theater zu gehen (das doch in meiner nächsten Nähe lag, bloß um die Ecke, doch unsere Verachtung des Theaters war zu groß!), saß ich mit Wolfgang und Wilhelm Heine bebend vor andächtiger Erregung im Residenztheater Annos draußen bei Rosmersholm, mit einem so gewaltigen Eindruck, daß ich mir bis zum heutigen Tage noch jeden Blick, jeden Schritt Emanuel Reichers und der unvergeßlichen Charlotte Frohn bewahrt habe.

1885 erschien ein Band Gedichte, der nannte sich mit Fug ein „Buch der Zeit". Jede Stimmung unserer Jugend stand darin, ihr Leid, ihr Zorn, der Hohn, ihr Trotz, ihr Gram, ihr Grimm, aber auch ihr Ungestüm ihres zukunftssicheren Glaubens an ihre Sendung. Merkwürdig war dieser ganz neue Klang der alten Leier: denn dies konnten wir uns nicht verhehlen, daß hier die wilde verwegene Jagd nach Revolution noch den bravsten Geibeltrab ritt. Unser eigenes Pathos hörten wir hier zum ersten Mal, aber wie mit verstellter Stimme.

„Schon seh ich fern am Horizont
Des neuen Tages neuen Schein,
O laßt in seiner Frühe mich
Der ersten Lerchen eine sein!"

Wir waren bereit mitzuschmettern, mußten aber gestehen,

daß uns eigentlich die Lerche doch ein schon ziemlich verbrauchtes lyrisches Requisit schien. Aber nach all den langweiligen Klagen stillen Heimwehs nach dem Posthorn wie herrlich, daß endlich einer sich mutig zur Schönheit der verleumdeten Großstadt bekannte, wenn er freilich ihren Ruhm gleich selber auch noch wieder auf dem Posthorn blies!

„Denn süß klingt mir die Melodie
Aus diesen zukunftsschwangern Tönen;
Die Hämmer senken sich und dröhnen:
Schau her, auch dies ist Poesie!"

Uns schlug das Herz, denn hier war etwas ganz Neues, da wurde das Unpoetische für die Poesie entdeckt, nun saß sie nicht mehr in stillen Winkeln des Lebens, sie zog auf breiten Straßen einher, ihr gehörte die Welt in allen Weiten und allen Engen! Daß dieser junge Wein freilich aus alten Schläuchen floß, was lag daran? Arno Holz hat später einmal lustig erzählt, für ihn sei damals das Höchste, das „Entzückendste" eine Zeile gewesen, „die wie eine Kuhglocke läutete". Nun, im „Buch der Zeit" läuteten noch alle Kuhglocken der alten Lyrik mit, aber sie läuteten Sturm, sie läuteten eine neue Jugend ein, solcher Glocken wollten wir mit Vergnügen die Kühe sein! Mit der unerbittlichen Selbstkritik, die seinem grandiosen Selbstgefühl beigefügt ist, hat er später seine „ganze damalige Lyrik keinen Pfifferling wert" erklärt. Er kann so freigebig sein, weil er ja, so bald er einer Revolution ihr Stichwort gebracht hat, sich immer gleich nicht mehr um sie kümmert, sondern schon wieder zur nächsten wendet. Er hat 1885 mit dem „Buch der Zeit" den Aufstand des „jüngsten" Deutschland eröffnet, er schuf 1890 in der „Familie Selicke" (eine „Tierlautkomödie, für das Affentheater zu schlecht" nannte sie ein führender Kritiker) die Sprache des jungen Gerhart Hauptmann, ja

die Sprache des deutschen Theaters für die nächsten fünfzehn Jahre, und er schuf noch ein drittes Mal Entsetzen, 1899, durch seine „Revolution der Lyrik", über den „freien" Rhythmus hinweg zum „notwendigen" Rhythmus empor; diese Revolution ist noch immer nicht aus, sie wirkt noch immer fort, es könnte sein, daß sie damit schließt, die Königsmacht der alten strengen Form wieder aufzurichten. Bis dahin hockt er vorderhand selber noch immer in einer Dachbude. Er ist die reinste Gestalt seiner Generation; die Tugenden, durch die Preußen einst groß war, hat er sich bewahrt.

Wir lernten ihn im Café Bauer kennen. Da haben wir uns manche Nacht heiß geredet, tief in die Zukunft hinein; hell klingt mir bis heute noch sein schnoddriger Enthusiasmus nach. Und unvergeßlich ist mir, wie wir dann einmal, Wolf Heine und ich, im knisternden Schnee zu ihm nach Niederschönhausen hinaus durch die Heide wanderten, in das „Idyll", in dem er mit Johannes Schlaf hauste. Sie hatten nämlich einen Maecen gefunden, der ihnen, um den Hausmeister zu ersparen, für den Winter seine Sommerwohnung überließ. Da saßen die beiden Gefährten, in dicke rote Decken bis an die Nasen vermummt, vor den beißenden Eiswinden und heizten sich mit braunen Wolken aus ihren qualmenden Pfeifen ein, und mit ihrem „simsonstarken" Glauben an die Sendung unserer Generation.

Holz rief mich, der 1887 von Berlin schied, 1890 aus Paris wieder nach Berlin zurück, an die „Freie Bühne", die von ihm und Brahm mit S. Fischer gegründete Wochenschrift, aus der später die Neue Rundschau wurde. Holz, als geborener Agitator, während ich es nur in Anfällen war und dann immer auf einmal wieder ganz vergaß, hatte sich indessen für sein Programm, die „Sprache des Theaters" durch die „Sprache des Lebens" von der Bühne zu ver-

jagen und „statt des bisher überliefert gewesenen posierten Lebens mehr und mehr das nahezu Wirkliche zu setzen, mit einem Wort: aus dem Theater allmählich, das „Theater" zu drängen", ein wachsendes Gefolge kampfbereiter Jünger angeworben, und so kam eines Tages auch ein ratloser Schlesier zu ihm, der sich zuerst als Bildhauer versucht, dann in Jena Naturwissenschaften und Philosophie gehört, gelegentlich auch schon gedichtet hatte, doch noch immer nicht recht zu sich finden konnte. Der brachte ihm ein Stück, zu dem ihn erst Holz, der „konsequenteste Realist", durch „Papa Hamlet" ermutigt hatte. Das Stück hieß „Der Saemann", aber es wurde von Holz umgetauft und, vielleicht leise symbolisch, „Vor Sonnenaufgang" genannt. Am 20. Oktober 1889 im Lessingtheater aufgeführt, als zweite Vorstellung der „Freien Bühne", die am 5. April begründet und am 20. September mit den „Gespenstern" eröffnet worden war, erregte dieses „Schnaps- und Zangenstück" einen Sturm sittlicher Empörung, in dem der arglose Dichter dann so harmlos und unschuldig erstaunt vor dem Vorhang erschien, daß der alte Fontane am nächsten Tag in der „Vossischen" wohlgelaunt schrieb, er habe sich unwillkürlich der Worte erinnert, mit denen der verstorbene Geheime Medizinalrat Caspar sein berühmtes Buch über seine Physikats- und gerichtsärztlichen Erfahrungen begann: Meine Mörder sahen alle aus wie junge Mädchen.

Es war eine ganze Generation, die Generation der in den sechziger Jahren Geborenen, die Generation der jetzt in Jubiläen Bestatteten, die damals aus Hauptmanns erstaunten Mädchenaugen lächelnd auf das Toben herabsah.

DER BRESLAUER SOZIALISTENPROZESS.

Auch eine Hauptmann-Erinnerung

Von

Heinz Lux.

Als die Weber zum ersten Male über die Bretter gegangen waren, quittierte der Kladderadatsch den starken Eindruck dieses elementarsten aller Hauptmannschen Bühnenwerke mit einer Karikatur: „Gerhart Hauptmann mit der Ballonmütze". Der Witz war billig und denunziatorisch zu gleicher Zeit. Denn wenn auch im Jahre 1892 das Sozialistengesetz bereits gefallen war, so war darum der Sozialist noch lange nicht gesellschaftsfähig geworden. Und vor den „destruktiven Tendenzen" der Sozialdemokratie mußten so oder so Staat und Gesellschaft doch geschützt werden. Also war es Aufgabe aller „staatserhaltenden Elemente", die Einflußsphäre sozialistischer Ideen vor dem harmlosen Bürgertume sicher abzuschirmen. Das war damals nicht so schwer. Es war nur nötig, die Machtmittel des alten Obrigkeitsstaates aufzubieten, um das Publikum vor der Wirkung zu schützen, die allein schon die nackte Vorführung des Elend-Milieus und der Hunger-Verzweiflung ausüben mußte. Die polizeiliche Aktion gegen das Drama, das durch seine innere Gewalt das Mitleiden

aufwühlte, war zwar durch ein Urteil des Oberverwaltungsgerichtes zum Scheitern gebracht. Die Bretter konnten ihm also nicht mehr gut verschlossen werden: aber das Publikum konnte man immerhin vor der gefährlichen Auswirkung des Dramas bewahren, indem man den Verfasser als Tendenzdichter und Sozialdemokraten bemäkelte.

Es ist überaus bezeichnend, daß es Paul Schlenther noch 1898 für notwendig halten konnte, dem Dichter das gleiche Recht wie dem Forscher zu vindicieren: „einen historisch beglaubigten Vorgang historisch treu darzustellen". Denn nur so ist es zu verstehen, daß Schlenther aus der großen, 1885 erschienenen Arbeit Alfred Zimmermanns über „Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien" die Stellen herausschreibt, die sich mit dem Weberaufstande von 1844 befassen, um den Nachweis der historischen Objektivität Hauptmanns zu erbringen. Trotzdem konnte es Schlenther nicht verhindern, daß der Dichter in gewissen Kreisen auch heute noch als „Sozialdemokrat" verdächtig angesehen wird.

Viel mag dazu der leidenschaftliche Pressekampf aus der Zeit der ersten Weber-Aufführung und der Aufführung von Hanneles Himmelfahrt beigetragen haben. Galt damals doch schon allein die Kritik sozialer Zustände als aufwieglerische Tendenz. Und der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, daß irgend ein Officiosus die Tatsache von dem roten Kreuze in Gerhart Hauptmanns Polizeiakten in die unterirdischen Kanäle der Presse geleitet haben mochte.

Dieses rote Kreuz aber schleppt Hauptmann seit dem großen Breslauer Sozialistenprozeß von 1887 mit sich herum. In diesem Prozesse trat Gerhart Hauptmann zwar nur als Zeuge auf, aber es lag nicht an mangelndem guten Willen des damaligen Untersuchungsrichters v. Reitzenstein, wenn die von ihm mit viel Phantasie zusammengeklitterte An-

klageschrift sich bloß auf 38 Angeklagte beschränken, die Brüder Carl und Gerhart Hauptmann, sowie deren Freunde Alfred Ploetz, Ferdinand Simon, Hugo Ernst Schmidt u. a. m. außer Betracht lassen mußte. Den Schlingen der Anklage war Gerhart Hauptmann damals mit knapper Not entgangen; aber von den Vorsitzenden der Breslauer Strafkammer, dem Landgerichtsdirektor Freytag, wurde der Zeuge Hauptmann doch auch nur als Schächer behandelt, dem im Grunde ein Platz auf der Anklagebank gebührte. Und die rachsüchtige Breslauer Polizei und ihre verächtlichen Spitzel, zu denen, wie leider erst infolge der November-Umwälzung von 1918 bekannt geworden ist, auch der damalige sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Bruno Geiser gehört hatte, vergaßen auf Jahrzehnte hinaus niemanden, der in dem an Justiz-Skandalosa so überreichen Breslauer Sozialisten Prozesse irgend eine passive Rolle gespielt hatte.

Fünfundreißig Jahre sind seit diesem Prozesse vergangen, der kein Ruhmesblatt in der Geschichte der politischen Prozesse Deutschlands gewesen ist; bei den Überlebenden steigt noch heute tiefer Groll gegen die Akteure auf, die in ihm als Richter, Kriminalisten und Spitzel eine Rolle gespielt hatten.

Von der Zeit dieses Prozesses will ich auf diesen Blättern einen Bildausschnitt geben, war doch diese Zeit in mancher Hinsicht bestimmend für die gesamte geschichtliche Entwicklung Deutschlands und vielleicht auch bestimmend für die Katastrophe, die jetzt über unser Vaterland hereingebrochen ist. Sie ist auch bestimmend gewesen für den Werdegang des Dichters Gerhart Hauptmann. Wir haben sie gemeinsam durchlebt, wenn auch nicht in enger persönlicher Gemeinschaft und Freundschaft, so doch durch gemeinsame Freunde und gemeinsames Erleben mit einander verbunden.

Es war die Zeit der großen Probleme in Wissenschaft, Kunst und Gesellschaftsleben, als ich im Jahre 1883 die Univertität Breslau bezog. In dem ehemaligen Jesuiten-Colleg an der Oder kämpften sie einen lautlosen aber erbitterten Kampf mit den alten Traditionen. Kam man aus dem geistvollen und formschönen Colleg Ferdinand Cohns und stand man noch ganz im Banne Darwin'scher Gedankengänge, so schlugen einem sofort die Schwaden mittelalterlicher Scholastik entgegen, wenn man dann das Pflichtcolleg Theodor Webers, des altkatholischen Bischofs, über Psychologie, über sich ergehen lassen mußte. Heyse und Dostojewski, Dahn und Ibsen, Julius Wolff und Zola kennzeichneten die Pole der literarischen Interessen von Vätern und Söhnen. Der nach den Gründerjahren sich zu üppiger Blüte entfaltende industrielle Kapitalismus, der dem ehrsamen Handwerke so mitleidslos den Garaus machte, schuf eine Atmosphäre der Spannung zwischen Unternehmern und Industrieproletariat von heute ganz unverständlicher Schärfe.

In dem sich mächtig reckenden alten Breslau, das einen fast jahrhundertelangen Dornröschen-Schlaf hinter sich hatte, wurde das Neue und Ungewohnte immer noch um einige Grade feindseliger aufgenommen als in dem regeren Westen. Immerhin durfte man doch auch in guter Gesellschaft über die neue Kunst wenigstens sprechen, ohne gleich als Verlorener angesehen zu werden.

Worüber man aber keinesfalls mit persönlicher Anteilnahme sprechen durfte, das waren die Probleme des Sozialismus. In der Heimatstadt Lassalles war der Sozialismus verfemt, und selbst in den Kreisen der Industriearbeiter bekannte sich so leicht niemand offen zur Sozialdemokratie, da er sonst Gefahr lief, Arbeit und Brot zu verlieren. Nicht einmal in der akademischen „Freien Wissenschaftlichen Vereinigung“ durften die Fragen des Sozialismus zur Dis-

kussion gestellt werden. Und es war nicht nur der Druck des Sozialistengesetzes, das diese bleischwere Atmosphäre schuf, viel mehr war es die eigene persönliche Einstellung der studierenden Jugend und der akademischen Kreise, denen es ihre Herkunft verbot, einer Frage näher zu treten, die nur für die politische Einstellung des Industrieproletariats Interesse haben dürfte, und gegen die deshalb a priori Stellung genommen werden mußte. Galt doch schon der Versuch sachlichen Eingehens auf die Probleme des Sozialismus als Verrat an der eigenen Gesellschaftsklasse. Wie engstirnig allgemein die Auffassung des Gesellschaftsproblemes war, das unsere Zeit so vollständig beherrscht, habe ich an meinem eigenen Leibe erfahren müssen. Ausschlaggebender Grund für meine Relegation von der Breslauer Universität war nicht etwa meine Beschäftigung mit dem Sozialismus, ja nicht einmal dieTatsache, daß ich wegen Vergehens gegen das Sozialistengesetz rechtskräftig zu langer Gefängnistrafe verurteilt war, sondern allein die Tatsache, daß ich als Student an einer sozialdemokratischen Versammlung teilgenommen hatte, auf der es angeblich Freibier gab. Nach der Auffassung des akademischen Senates war es eine Verletzung der Standesehre, wenn ein Akademiker mit Handarbeitern kameradschaftlich verkehrte! Natürlich war das nur der publizierte Grund für die Relegation. Der wahre Grung war der Wunsch. Sozialdemokraten als soche von der alma mater fernzuhalten. Diesen Grund zu publizieren wäre freilich für eine auf die „freie Forschung" abgestellte Universität denn doch zu blamabel gewesen. Die Betonung des Standesdünkels dagegen konnte im Lande des preußischen Kastengeistes kaum Anstoß erregen. Und das galt nicht nur für Breslau und Preußen! Als mein väterlicher Freund, der verstorbene Physiker O. E. Meyer mich nach erfolgter Relegation an seinen Bruder,

den Chemiker Lothar Meyer in Tübingen zur Immatrikulation empfahl, mußte er die Antwort einheimsen, daß ein Sozialdemokrat ein Mensch mit einem moralischen Defekt sei, der nicht auf die Universität gehöre.

Und doch hatte trotz alledem der Sozialismus auch in der akademischen Jugend schon Wurzel zu fassen vermocht. In Breslau war es allerdings nur ein sehr kleiner Kreis, der sich in zunächt noch recht unklarer Schwärmerei zusammengeschlossen hatte. Er ging wurzelhaft auf eine Gruppe von Schulfreunden des Realgymnasiums „zum Zwinger" zurück, die sich ursprünglich in die Rollen der Helden aus Dahns Kampf um Rom hineinversponnen hatten. Carl Hauptmann, Alfred Ploetz, der bekannte Rassenhygieniker, Ferdinand Simon, der aufopferungsvolle Züricher Arzt und nachmalige Schwiegersohn August Bebels, waren die Hauptstützen dieses Freundschaftsbundes, dem die erheblich jüngeren Gerhart Hauptmann und der farbenfrohe Landschafter und feinsinnige Kunstkritiker Hugo Ernst Schmidt eng verbunden in persönlicher Freundschaft und Weltanschauung gleichfalls angehörten. Als ich nach Breslau kam war der Kreis hier nicht mehr vereint. Carl Hauptmann, und Ferdinand Simon saßen zu Füßen Haeckels in Jena, Alfred Ploetz studierte in Zürich, Gerhart Hauptmann befand sich auf einer Seereise um die Westküste von Europa, die in dem „Promethidenlos" ihre dichterische Auswirkung erhalten hatte, und Hugo Ernst Schmidt machte mit Palette und Pinsel die Berliner Löcknitz-Gegend, das Riesengebirge und Rügen unsicher. Ploetz, durch den ich Eingang in diesen Kreis fand, war sein Kopf und Sauerteig zugleich. Er hatte die frisierte Ideenwelt Dahns, in der sich der Freundeskreis ursprünglich zusammengefunden hatte, durch die Weltanschauung des Sozialismus verdrängt und damit den Kreis vor ein Ziel und vor Aufgaben gestellt, die über-

raschend neu waren und in ihrer weittragenden Bedeutung unerschöpflichen Stoff für die gegenseitige Förderung und geistige Befruchtung gaben. Wie von einem Blitzlichte erhellt, sah man auf einmal das andere Gesicht der Welt und der Gesellschaft. Und nicht zuletzt die Brutalität dieser Beleuchtung gab dem weichen, sensitiven, mit den Leidenden und Bedrängten mitfühlenden Gerhart Hauptmann, der damals zwischen zwei Künsten schwankte, den entscheidenden Anstoß, den Meißel mit der Feder zu vertauschen.

Mit Ploetz kam ich durch die Freie Wissenschaftliche Vereinigung zusammen. Als ich in diese damals freieste Corporation der Breslauer Universität eintrat, klang noch der Ruhm ihres verflossenen ersten Chargierten Alfred Ploetz nach, der grade nach Zürich gegangen war, um bei Platter Nationalökonomie zu hören. Er wurde laut bewundert, nicht zuletzt deshalb, weil er in einer schweren Säbel-Mensur die Ehre der F. W. V. gegen verläumderische Beleidigungen durch ein ehemaliges Mitglied in Schutz genommen hatte. Leise fügte mein Leibbursch in Gesprächen über Ploetz freilich immer warnend hinzu: „Aber er ist Sozialdemokrat!“ Für mich allerdings Grund genug, mit Spannung den großen Ferien entgegenzusehen, wo Ploetz auftauchen sollte. Endlich kam er. Eine strahlende Reckengestalt, elastisch, kühn, verwegen bis zur letzten Konsequenz (Alfred Loth in „Vor Sonnenaufgang“). Ein glänzender Debatter auf allen Wissensgebieten; in den Naturwissenschaften, in Nationalökonomie und Politik gründlich beschlagen. Künstlerisch und literarisch freilich ein arger Banause; aber damals empfand man das noch nicht so bewußt. In der gärenden Jugendzeit imponierte schon jede Kraft- und Genie-Anmaßung als solche, und der „Kampf um Rom“ wurde eben nur als Kraftäußerung gewertet. Dazu war Ploetz noch ein fanatischer Doktrinär, der seine konstruierten

Theorien post hoc mit „Gründen" stützte, die dem krassen Fuchs schlechthin unwiderleglich schienen. Im eignen Sturm und Drange zog der unentwegte Stürmer und Projektemacher unwiderstehlich an, und er wurde Freund und Lehrer zugleich. Unbezwinglich war er in seinem Streben, die eigne, frisch gewonnene Erkenntnis zu propagieren, das dämonische Feuer, das in ihm brannte, auch über seine Freunde auszugießen und mit Hilfe seiner Freunde gleich die ganze Welt in den Bannkreis seiner Idee zu ziehen. In seiner Gebelaune war es ihm selbstverständlich, daß der junge Freund auch sogleich in seinen alten Freundeskreis aufgenommen werde. So kam ich mit Carl und Gerhart Hauptmann in Berührung, mit Ferdinand Simon (Dr. Schimmelpfennig in „Vor Sonnenaufgang"), dem Maler Hugo Ernst Schmidt (Gabriel Schilling) und Otto Pringsheim, gleichfalls Nationalökonom wie Ploetz selbst. Was diesen Kreis zusammenschweißte, war mehr als Jugendfreundschaft von der Schulbank her; es war der zielbewußte Zusammenschluß für ein Lebensproblem, und das Problem bestand in nicht mehr und nicht weniger als in der praktischen Verwirklichung des Sozialismus.

Unsere Bibel war damals ein heute schon fast verschollenes Buch Karl Kautskys: „Der Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft", durch das uns zum ersten Male Klarheit über die Theorien des Sozialismus wurde. Wer die Zeiten des Sozialistengesetzes nicht selbst durchgemacht hat, der hat heute gar keine Vorstellung mehr davon, wie hermetisch damals die studierende Jugend von allen sozialistischen Schriften abgeschlossen war. Das ernste, gelehrte Buch Kautskys stand zwar auch auf dem Index der verbotenen Bücher, trotzdem war es durch den regulären Buchhandel erhältlich, und mit wahrem Heißhunger warfen wir uns auf diese Schrift, die

fast wie eine Offenbarung auf uns wirkte, indem sie uns die Augen öffnete.

Über Kautsky kamen wir zu Marx. Aber der langsame Gang der Entwicklung, wie er aus den Marx'schen Theorien folgte, wollte uns jungen Brauseköpfen so ganz und gar nicht gefallen. Wir konnten das Ziel des Sozialismus nicht erwarten. Die alte Welt schien uns abgetan, sie mochte ohne uns fertig werden, wir wollten eine neue Gesellschaft auf der Basis des wissenschaftlichen Sozialismus auf freier Erde begründen. Marx hatte uns nur aufgerüttelt, aber nicht belehrt, und so gründeten wir allen Ernstes eine „Gesellschaft Pacific", die die Bedingungen für die praktische Durchführung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika untersuchen sollte. An der Spitze der Gesellschaft stand natürlich Alfred Ploetz. Die Kerntruppe war der Freundeskreis um ihn und die Brüder Hauptmann, daneben gliederten wir noch Praktiker an, einen Forstmann, einen gebildeten Landwirt, einen Botaniker und einen Geometer. Keiner von uns gehörte damals der sozialdemokratischen Partei an, und so sicher waren wir, mit unseren utopistischen Bestrebungen dem Sozialistengesetze nicht ins Gehege zu kommen, daß wir unsere Gesellschaft sogar der Polizei anmeldeten. Eine Vorsichtsmaßnahme, die in dem späteren Breslauer Sozialistenprozesse freilich als ganz besondere Perfidie ausgelegt wurde.

Mit unseren kärglichen Mitteln, zu denen Carl Hauptmann und Otto Pringsheim den Löwenanteil beisteuerten, rüsteten wir den damals unabhängigsten unseres Kreises, eben Alfred Ploetz, aus und sandten ihn über das große Wasser. Ich selbst war das Verbindungsglied zwischen Ploetz und den übrigen Gesellschaftern. Obwohl der Plan für unsere Koloniegründung bereits fix und fertig war und Ploetz alles vorgesehen hatte bis zu dem Detail des Zu-

sammenbaues von je vier Cottages zu einem gemeinsamen Baublock, sollte Ploetz doch zunächst den Rest der übrig gebliebenen Ikarier Cabet'scher Gründung in Iowa aufsuchen, um dort seine praktisch-ökonomischen Studien zu beginnen. Dann wollten wir anderen, die inzwischen eine eifrige Werbetätigkeit entfalteten und noch eifriger Wissensschätze aufspeicherten, um als fertige Männer den Urboden eines freien Landes beackern zu können, alle unserem Pionier folgen.

Die neue Gesellschaft sollte erstehen, ohne die Schlacken der alten als unnützen Ballast mit sich zu schleppen. Die chinesische Mauer, die den Kapitalismus und die alte Gesellschaft umgab, machte uns wenig Sorge. Wir würden sie schon einreißen oder überspringen. An Elan fehlte es uns ja nicht und auch nicht an hoffnungsmutiger Zuversicht.

Die ersten Berichte unseres Pioniers lauteten auch ermutigend. Land würden wir an einer der großen transamerikanischen Bahnen schon unentgeltlich erhalten; mit seinen Erträgnissen würden wir weiter bauen; an den Erträgnissen könnte es aber nicht fehlen bei der Zusammensetzung unserer Gesellschaft! Woran könnte es uns dann sonst noch fehlen?

Die späteren Berichte unseres Freundes lauteten schon weniger optimistisch. Er war inzwischen bei den Ikariern angelangt. Er sah mit eigenen Augen das klägliche Leben, das die Adepten Cabets zu führen gezwungen waren. Er sah, wie die harte Arbeit für das Morgen ihnen das Heute verkümmerte, wie sie in der grauen Altagssorge weder Freude kannten noch die Freiheit empfanden, unter deren Fahne sie sich zusammengeschlossen hatten.

Und dann kam lange kein weiterer Bericht; auf einmal aber ein Telegramm aus Antwerpen: „Bin Sonntag in Breslau". Wie wirkte damals das nüchterne Telegramm auf uns! Simon fluchte auf den „feigen Kneifer". Sofort

sollten nach seinem Wunsch neue Mittel zusammengebracht werden, und ich sollte die verlassene Arbeit energisch wieder aufnehmen. Es war eine trübselige Sitzung, als unser Pionier uns dann persönlich Bericht erstattete. Die eigene Erfahrung hatte ihm Dialektik eingepaukt, und nun paukte er sie uns ein. Aus der Lektüre des „Kommunistischen Manifestes" hätten wir um einen geringeren Kaufpreis die gleiche Weisheit schöpfen können. Aber was gilt der Jugend die Erfahrung des Alters! Wie käme ihr auch anders die eigene Kraft zum Bewußtsein, wenn sie nicht selbst jedesmal erst Mauern einreißen müßte. Aber unbelehrbar waren wir nicht, und die Logik der Tatsachen sprach doch auch eine zu beredte Sprache gegen jedes utopistische Streben.

Also vorwärts an die Arbeit. Der Sozialismus war uns über dem Scheitern unseres heiligen Planes nicht verloren gegangen. Und die Losung lautete: „In Reih und Glied", um auch an der bescheidensten Stelle, die uns das Leben bieten sollte, für unsere Ideale zu wirken.

Bei Gerhart Hauptmann war der ikarische Plan wohl nie ganz tief in das Innere gedrungen. Die zu leistende praktische Arbeit, wohl gar Handarbeit, war ihm physisch unangenehm, und Sozialist im Sinne des Partei-Sozialdemokraten war er nie. Er hat deshalb wohl befriedigt aufgeatmet, als ich ihm von dem Scheitern unseres Planes berichten mußte; er war aus dem Konflikte, zwischen Freundestreue und künstlerischer Betätigung wählen zu müssen, glücklich befreit, und er konnte sich ganz dem Glücke seiner jungen Ehe hingeben, die ihm künstlerische Freiheit gebracht hatte.

Auf seiner Hochzeitsreise führte er seine junge Frau dem Kreis seiner Breslauer Freunde zu. Plötz hatte sich nach seiner Amerika-Irrfahrt mit Eifer auf das Studium der Medizin geworfen, Simon diente sein Militärjahr ab und Hugo

Schmidt malte zur Abwechslung Oellandschaften und war deshalb wieder einmal in Breslau zu erreichen.

In einem damals sehr vornehmen Breslauer Hôtel am Tauentzienplatze residierte das junge Ehepaar. Wir alle standen im Banne der dunklen Schönheit von Marie Hauptmann, eigentlich der ersten Dame, der wir fast kameradschaftlich näher treten durften. Gerhart Hauptmann aber las uns in den stillen Teestunden aus seinen Dichtungen, vergessene und verschollene Verse aus seinem lyrischen Bändchen, das nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat, Verse, wie sie eben nur Gerhart Hauptmann sprechen konnte; denn erst seine kultivierte und modulationsfähige Sprache gaben den Gedanken jene eindringliche Kraft und Verständlichkeit, die dem nur gelesenen Worte manchmal fehlt. „Das Märchen vom Steinbild" mit seiner dunklen Symbolik des Mannesstrebens, das „Märchen von den verwunschenen sieben Mäusen", das mystische Lied von der Koralle und dem Bernstein las er in die aufhorchende Stille der Freunde hinein. Und wir hörten auch den Entwurf des Germanen-Dramas und den ersten Akt des Tiberius. — Beim Lesen des zweiten Aktes aber brach er jäh ab. Störte ihn der falsche Ton Dahn'scher Diktion, störte ihn die skeptische Miene Ferdinand Simons oder Hugo Schmidts, der ein empfindliches Organ für alles nur Anempfundene hatte . . ., kurzum er klappte das Manuskript mit einem schlesischen Kraftworte zu und las in dieser Zeit nichts mehr vor uns

Wie eine anonyme Gabe erschien dann plötzlich das Promethidenloos auf meinem Schreibtische. Es mutete mich seltsam an in seiner Mischung von Byron und Christus; ganz fremd erschien mir dieser Geist, denn inzwischen war ich nach dem ikarischen Irrwege in die sozialdemokratische Partei eingetreten und verfolgte neue Ziele, die fernab lagen von aller Weichheit und Empfindsamkeit. Da Plötz und Simon

nach Zürich gegangen waren, um Medizin zu studieren Hugo Ernst Schmidt aber nach Berlin übergesiedelt war, wo auch Gerhart Hauptmann seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, so zerfielen auch die kaum angeknüpften persönlichen Beziehungen zwischen Hauptmann und mir, und ich sah ihn erst wieder, als er als Zeuge über unsere ikarischen Pläne peinlich inquiriert wurde. — Seine Aussage, in der er der Wahrheit gemäß bekunden mußte, daß das geplante Neu-Ikarien absolut nichts mit der sozialdemokratischen Partei zu tun gehabt hatte, gefiel dem Strafkammer-Vorsitzenden ganz und gar nicht. Der Zeuge war deshalb auch „unglaubwürdig", und er mußte wehrlos die ganze Unteroffizier-Brutalität des vorsitzenden Richters über sich ergehen lassen. Denn nach der Anklage hatte der Verein „Pazific" „unzweifelhaft" lediglich die Förderung von auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen zum Zwecke; eine anders gerichtete Zeugenaussage konnte also wenigstens in diesem Punkte die Anklage unterhöhlen, und das durfte im Interesse des Anklage-Erfolges doch nicht zugelassen werden.

Das waren die wirklichen Beziehungen Gerhart Hauptmanns zur Sozialdemokratie, auf die der Kladderadatsch seine pöbelhafte Karikatur begründen konnte! Freilich konnten sich der Kladderadatsch und die anderen Presse-Reptilien auch noch auf Indizien stützen, und ein solches Indizium war vor allem „Vor Sonnenaufgang", dessen soziale Tendenz doch nur von einem sozialistisch gerichteten Verfasser herrühren konnte, und in dessen Exposition er mit unzweifelhafter Wärme und persönlicher Anteilnahme die Geschichte der ikarischen Bestrebungen von Alfred Loth vortragen läßt.

Daß man sozial empfinden könne, ohne Parteigänger der Sozialdemokratie zu sein, daß man mit den Enterbten und

Bedrückten mitleiden könne, ohne auf ein Parteiprogramm eingeschworen zu sein, das war in jener Zeit erst noch recht wenigen aufgegangen. Dieses tiefe Mitleiden Hauptmanns aber ist der Schlüssel grade für die Werke des Dichters, die am nachhaltigsten gewirkt haben, und das nicht bloß zu der Zeit, wo sie lebendig mitgelebt wurden, sondern auch heute noch, wo die angeschnittenen Probleme kaum noch als solche empfunden werden.

ERINNERUNGEN AN GERHART HAUPTMANN UND SEINE DICHTERGENERATION

Von

Bruno Wille.

1. Vom Zeitgeist der achtziger Jahre.

Wer Bahn brechen will für etwas Neues, das zunächst nur als Idee lebt, gilt den Anhängern des Alten gewöhnlich als ein schrullenhafter Nörgler oder gar gemeingefährlicher Umstürzler. Und nimmt er schon durch Selbstbestimmung eine Stellung abseits ein, so wird er dorthin erst recht gedrängt durch das Mißtrauen der herrschenden Gesellschaftskreise. Eine gewisse Veranlagung, solch ein abseitiger Revolutionär zu werden, hat wohl jeder Sinnierer, der aus seinem Innern heraus sein Leben gestalten möchte.

Zu allen Zeiten war und ist es so, daß in der neuen Generation zwei entgegengesetzte Typen bemerkbar werden. Die einen lassen sich willig prägen von hergebrachten Einrichtungen und Anschauungen, gehen die ausgetretenen Wege ihrer Vorläufer und erstreben die Stellungen derer, die in ihren Augen beneidenswerte Würdenträger sind. Die anderen treten gegen ihren Umkreis mit dem Anspruch auf, er solle sich nach ihren Lieblingsideen richten. Jenes sind die „Schulköpfe", die „Normalen"; von den andern sagen

die Schablonenmeister, sie seien unbrauchbar fürs wirkliche Leben, gewissermaßen verlorene Existenzen. Häufig kommen sie auf der Schule nicht vorwärts, werden gerüffelt oder davongejagt — und durchs Leben irren sie als Träumer, vielleicht gar als verbummelte Schwärmer. Sie finden entweder niemals einen passenden Beruf oder aber — steigen auf einmal als Sterne am geistigen Himmel empor und werden nun anerkannt als Künstler oder sonstige kulturelle Schöpfer.

Ein Typus dieser Abseitigen ist Gerhart Hauptmann von Hause aus. Ihre entscheidende Richtung nimmt seine Lebensbahn zwischen jenen Gegensätzen, die ich knapp bezeichnet habe — wie denn überhaupt die Innerlichkeit der Generation, der er angehört, erschüttert wurde durch Kämpfe zwischen Extremen.

Besonders auch in Deutschland vor vier Jahrzehnten. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein auf Sparsamkeit angewiesener Agrarstaat, war seit dem siegreichen Kriege gegen Frankreich unser Vaterland in einen starken Aufstieg eingetreten. Seine Militärmacht wurde gefürchtet, Handel und Industrie arbeiteten fieberhaft und unter dem freien Wahlrecht des neuen Reiches schoß das politische Interesse des Volkes üppig ins Kraut. Militärischer Geist beherrschte das Ganze, Kommando und Unterordnung. Mit Hurrah - Patriotismus gestempelt, wurden die Zöglinge mancher Schulen gemäß dem obrigkeitlichen Reglement gedrillt und mit dem Klassenpensum derart traktiert, daß mancher von jenen „Abseitigen" in seiner Schule kaum etwas erziehlich Wohltuendes sah, eher ein Mittelding zwischen Fabrik, Kaserne und Strafanstalt. Solche Rebellen bildeten gerne Konventikel, einander bestärkend in Widerspruch gegen schablonenhafte Vergewaltigung der Menschennatur, die sich zu Persönlichkeiten und Sondertalenten aus-

bilden möchte. Die „geheimen Schülerverbindungen", die damals nicht selten zutage traten und von den Lehrern exemplarisch bestraft wurden, als gelte es eine Pest auszurotten, waren nicht bloß Nachäffungen studentischen Kneipwesens, sondern zuweilen Anzeichen einer ernsthaften Auflehnung der Geister.

„Da draußen, stets betrogen, saust die geschäft'ge Welt" — grollt der Romantiker und flüchtet an den Busen der Natur. Da nun jene Abseitigen, die ich hier skizzenhaft zeichne, etwas vom romantischen Eremiten haben, gehört zu ihrem Wesen, daß sie die Einsamkeit lieben und in den Tiefen ihres Gemüts suchen, was man „Sinn des Daseins" nennt. Stets grüblerisch, hören sie sogar im Getümmel der Straßen, im Tosen der Maschinen und im Geschwätz der Restaurants die Frage raunen: „Was soll das alles? Wohin zielt diese angebliche Kultur? Welchen Sinn hat ihr Getriebe? Verfolgt denn mein Leben und das Weltall überhaupt einen Sinn? Oder ist's ein ungeheuerlicher Unsinn?"

Eine Müdigkeit und Dekadence trat auf in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Je mehr Reichtum und Macht die modernen Großen anhäuften, desto deutlicher zeigte es sich, daß hierdurch weder ihr eigenes Glück noch das Wohl der Menschheit gesteigert werden konnte, da jedes Riesenvermögen die Tendenz hat, seinen Eigentümer ähnlich dem Rädchen einer Maschine zu versklaven, während zugleich Übersättigung die käuflichen Genüsse abstumpft. Was aber die besitzlosen Massen betrifft, die im Kaiserlichen Deutschland zehn bis vierzehn Stunden täglich in Einförmigkeit zu arbeiten hatten, ohne dabei gegen Arbeitslosigkeit gesichert zu sein, und ohne ausreichenden Anteil an den höheren Lebensgütern zu genießen, so erwachte in ihnen, besonders seit den siebziger Jahren, grollend das Bewußtsein, unzulänglich sei eine „Kultur", die dem Proletariat

hauptsächlich die Rolle zuweist, als Dünger verbraucht zu werden von den vornehmen Gewächsen des sozialen Treibhauses, so daß im Verbrauchten die Menschenwürde verkümmert.

2. Eine Gruppe abseitiger Poeten.

Der Mittelstand fühlte sich leidlich wohl; er war gebildet und voll Hoffnung, da ihm ein soziales Aufsteigen vergönnt war. Doch diese Art von Vorwärtskommen war kaum nach dem Geschmack jener Abseitigen. Sie verschmähten die Mittelstraße der Bourgeoisie, die gepflastert war mit schuftender Geschäftigkeit und Streberei, mit Langweiligkeit und Philistertum.

Die Abseitigen suchten etwas Innerliches, und dafür hatte die Zeit noch kein Verständnis. Zerfallen mit fast ihrer ganzen Umwelt brachten sie charakteristische Gestalten hervor, wie den schmerzenreichen Satiriker Hermann Conrady, dem lyrische Klänge ergreifender Eigenart gelungen sind; oder wie den unseligen, im Irrenhaus jung verstorbenen Franz Held, der als Lyriker, Epiker und Dramatiker nach bombastischen Donnerkeilen griff, um für seine Empörung angemessenen Ausdruck zu finden. Solches Grollen kam aus einer Zerrissenheit, wie sie im einsamen Idealisten kaum ausbleiben konnte, wenn er die Kluft erlebte zwischen seinen Sehnsuchtsträumen und den wirklichen Zuständen der Zeit. Die Bourgeoisie konnte er nicht als seine Heimat betrachten, fühlte sich vielmehr abgestoßen von ihrem Ausbeuter-Egoismus und mitfühlend, wie der Poet nun einmal ist, an die Seite der sozial „Enterbten" gedrängt.

Als Beispiele solcher Abseitigen nenne ich soziale Lyriker wie den in Zürich hausenden Ostpreußen Leopold Jacoby mit seinen prophetenhaften Hymnen und einen anderen Flüchtling aus Deutschland: Karl Henckell, der

die Spottgeißel wie das Flammenschwert schwang. Ferner Richard Dehmel, dem ergreifende Expressionen der Proletarier-Seele gelungen sind. Sogar der sonst eigensüchtige Spötter Otto Erich Hartleben wäre hier zu erwähnen.

Von einer anderen Seite ging die Revolution aus, die in seinen leidenschaftlichen Dichtungen John Henry Mackay betrieb, in Deutschland geboren und erzogen, Sohn einer deutschen Mutter und eines Schotten. Ihn begeisterte die egoistische Philosophie Max Stirners. In der Opposition gegen Fundamente der bestehenden Sozialordnung fanden sich all diese Abseitigen zusammen, vielfach auch durch persönliche Freundschaft verbunden.

Mit dem bereits erwähnten Franz Held (Bruder des U. S.-Parlamentariers Herzfeld) hatte ich 1882 als Bonner Student Kameradschaft geschlossen und fröhliche Karnevalstage am Rhein verlebt, dann 1887 in Berlin den Verkehr fortgesetzt.

Um diese Zeit war ich auch mit Hermann Conrady bekannt geworden. Der Zufall wollte es, daß ich Gast im Akademisch-Literarischen Verein war, als Conrady, frisch vom Pennal gekommen, daselbst seine Fuchstaufe erhielt. Ein unscheinbarer, schmalbrüstiger Jüngling, in dessen bleichem, sommersprossigem Gesichte, das von roten Locken umlodert wurde, fortwährend Unzufriedenheit und Gereiztheit zuckte. Sein Profil sah aus wie eine zusammengekniffene Faust — unter der steilen Stirn und düsteren Augenbrauen rollten die wasserblauen Augen, als ob sie darüber klagten, daß ihr Besitzer sich verirrt habe in diese Welt. Daß er unverstanden sei und schmerzlich einsam bleiben werde, sah ich ihm bei Gelegenheit jener Fuchstaufe an. Im Unterschied zu den sonst üblichen „Bierpauken“ hielt er eine feierliche Rede, deren pathetische Verstiegenheit mit Lachsalven begleitet wurde. „Sie haben mich gefragt, werte Kommilitonen,

wen ich für den größten Dichter halte? Ich weiß keinen andern zu nennen als Grabbe!" — „Ah! Hört, hört!" — „Jawohl! und hört auch mein Gelübde: Mit dem großen Grabbe will ich wetteifern!" — Stutzen und Gelächter: „Gut gebrüllt, Löwe! Hoffentlich kannst du auch mit Grabbe um die Wette zechen, he?" Doch abwehrend hob Conrady die Hand und versicherte mit treuherziger Ernsthaftigkeit: „Nur im Dichten will ich mit Grabbe wetteifern — den Alkohol vertrag' ich nicht!" In ein Prusten und Wiehern platzt die Korona aus, während der Musenjünger mit dem geschwollenen Selbstbewußtsein fast erschreckt um sich blickt. Der Präses des Kommerses, ein Witzbold, taufte nun den Fuchsen, indem er Bier auf seine Locken goß, „wegen seines urwüchsigen Tiefsinnes und seiner Vorliebe für Wasser auf den Namen des uralten Wasserphilosophen Thales."

Vermutlich war dieser Studentenverein für Conrady nur eine jener Stationen, an denen er flüchtigen Aufenthalt nahm. Übrigens verstarb er fünf Jahre später an der Schwindsucht, nachdem seine „Lieder eines Sünders", in denen zarte Schönheiten mit Brutalitäten gemischt sind, in Kennerkreisen Eindruck gemacht hatten, während seine schwülstig größenwahnsinnigen Romane ähnlich behandelt wurden wie ihr Verfasser bei der Fuchstaufe. Etwas von einem Meteor hat Conrady — ein Sternbrocken ist er, chaotisch durch das All geschleudert — in irdischen Dunstkreisen flammt er auf, um gleich darauf Schlacke zu sein.

Natürlich hat auch Gerhart Hauptmann sich damals für Conrady interessiert, und in Conrady treten Züge auf, die dem literarischen Jungdeutschland von damals charakteristisch sind; so das trotzige Zerfallensein mit normalen Anschauungen und den sozialen Verhältnissen. Aber ein Gerhart Hauptmann schaute zu sehr als Künstler in die Welt — gemessen, klar und mit echtem Sinn für das Wirkliche —, um

sich hinreißen zu lassen von Conradys Maßlosigkeit und größenwahnsinniger Bombastik. Über die „Lieder eines Sünders" hat, bald nach ihrem Erscheinen, Hauptmann das Urteil gefällt, sie seien hervorgetrieben von einer „Überkraft", die sich in phantastische „Zügellosigkeit" verliere und mitunter in „Roheiten", deren „oft nicht einmal witzige Brutalität künstlerische Wirkungen nicht aufkommen lasse". Die „Poesie" im Sinne Conradys ist es wohl, was den Dichter der „Versunkenen Glocke" abschreckte, den Weg des graulichen Naturalismus konsequent zu gehn; doch kennen gelernt hat er ihn, und es ist, als habe ihm grade Conrady vorgeschwebt, wenn er, sehnsüchtig nach Schönheit und Reinheit, seufzt:

„Durch abgelegene Gassen muß ich schleichen,
In Keller kriechen, die nach Fusel duften.
Muß Speise schlingen, die mich ekelt, muß
Gestank, verdorbene Dünste in mich atmen.
Dort, wo die Pest des Lasters ewig frißt,
Verworfenheit Gott schändet, wo der Mensch,
Ein viehisch Zerrbild, sich im Schlamme wälzt,
Ist meine Wohnung: Dorthin führt mein Weg."

3. Hauptmann im Dichterverein „Durch".

Ein biographischer Faden spann sich mir von Conrady zu Gerhart Hauptmann, insofern ich bei Gelegenheit der Conradyschen Fuchstaufe von einem Berliner Poeten-Konventikel erfuhr, das sich „Verein Durch" nenne, weil seine Mitglieder der Welt erweisen würden, daß sie sich durchsetzen, und zwar als Bahnbrecher naturalistischer Dichtung. Das schien auch für mich etwas zu sein. Zwar in meiner Lyrik, die ich mit dem Selbstgefühl der Abseitigen seit meinem fünfzehnten Jahre heimlich als das wichtigste Gebiet meiner Betätigung ansah, war ich zunächst noch Ro-

mantiker. Aber neben Romanen von Dostojewski und Tolstoi, Zola und Kjelland, sowie den naturalistischen und sozialkritischen Dramen Ibsens hatte mich jene Sphinx in Bann geschlagen, die „Soziale Frage" hieß und adjutantisch begleitet wurde von der freigeistigen Naturwissenschaft Darwins, Haeckels, Moleschotts und Büchners.

Der „Durch", zu dem es mich also zog, tagte damals in Alt-Berlin; zunächst in einem stillen Kneipenzimmer, wo vorgelesen oder vorgetragen wurde, hinterher in einem Nacht-Café, wo die heißköpfigen Poeten endlos über deutsche Poesie und moderne Kultur diskutierten.

Als ich die obskure Kneipe in der Alten Poststraße nach längerem Suchen gefunden hatte und also verspätet eintrat, störte ich eine dichterische Darbietung Julius Harts. Aus einem Romanfragmente hatte er vorgelesen, um sich ein Dutzend junger Männer, die vergrübelt aussahen. Ich bat um Entschuldigung, nannte meinen Namen und nahm Platz. Neben einem schmächtigen Jüngling, den die blonde Mähne und die Jägersche Reformtracht (poröse Wolle bis zum Hals geschlossen) extravagant erscheinen ließ. Während der Vorlesung, die ihren Fortgang nahm, starrte Gerhart Hauptmann — denn er wars — versunken auf sein Cognac-Glas, ohne auch nur ein einzigesmal davon zu nippen. Mir fiel an ihm zunächst das Goetheprofil auf und das seltsame Blicken der wasserblauen Augen: ein Gemisch von Beobachtung und melancholischer Träumerei — als ob eine Seele, die im Innersten daheim ist, von Zeit zu Zeit hinausspäht in die umgebende Wirklichkeit.

Nach Beendigung der Hartschen Vorlesung fand ich Gelegenheit, mit meinem Nachbar ein wenig zu plaudern. Er ließ durchblicken, daß er nur zerstreut zugehört habe, woraus ich folgerte: also bezog sich seine Versunkenheit auf die eigene Welt. Die Aussprache, die nun in geregelter

Form zwischen den Anwesenden stattfand, betrachtete das Vorgetragene bloß als Anregung, um verschiedene Fragen dichterischer Gestaltung zu erörtern. Was dabei herauskam, war dürftig — und so hätte mein Interesse am „Durch" kaum hingereicht, mich zu wiederholten Besuchen zu veranlassen, hätten nicht einzelne Persönlichkeiten fesselnd gewirkt.

Zu ihnen gehörte Adalbert von Hanstein, ein Feuerkopf, der durch seine Beredtsamkeit blendete, allerdings nicht so sehr in die Verhandlungsgegenstände hineinleuchtete, als an ihrer Oberfläche herumtastete. Immer sprach er in gehobenem Stile, fließend und im allgemeinen formschön, wenn auch sein nervöses Gesichtszucken und gelegentliches Stammeln beeinträchtigend wirkte. All diese jungen Männer wollten sich dem dichterischen Schaffen widmen oder der kritischen Aesthetik. Auch Max Kretzer, der sich für den deutschen Zola hielt, ließ sich im „Durch" sehen. Desgleichen Karl Bleibtreu; vor Arno Holz glaubte er den konsequenten Realismus zu verkörpern, war aber zu wenig Künstler, um zu sehen, daß es nicht darauf ankomme, Wirkliches wiederzugeben, sondern das Wesenhafte des Wirklichen. Paul Ernst, gleich mir Student, zerfallen mit der Theologie und durch meine Anregungen Sozialist, erstrebte eine Position als Schriftsteller. Seine Neigung zur sozialen Satire hätte sich fruchtbar entwickeln können, wäre sie mehr beschaulich als grimm gewesen. Später hat er einen neuklassischen Stil herangebildet. Und so zeigt sich überhaupt, daß die „Durch"-Poetenschaft eine buntgemischte Gesellschaft war, von verschiedenen Strömungen ergriffen — einig in gewissen Schlagworten wie in der Sehnsucht, aus moderner Wirklichkeit verborgene Innenschätze hervorzuholen und treu zu gestalten, damit sie treibende Kräfte seien einer geahnten höheren Kultur.

Intimere Züge der Persönlichkeiten stellten sich heraus,

als wir nach Schluß der offiziellen Sitzung noch ein Stündchen zusammensaßen. Es war im Kaffee des Hotels „Alexanderplatz“. Hier pflegte Gerhart Hauptmann zu übernachten, wenn er die nächtliche Fahrt nach seinem Wohnort Erkner vermeiden wollte. Weil dem Jägeraner das Hotelbett nicht genehm war, führte er dann einen wollenen Sack mit sich, in den er hineinkroch, um in dieser leichten Hülle, die doch hinreichend warm war, bei geöffnetem Fenster zu schlafen. Zur Rechtfertigung machte er geltend, er habe an Typhus gelitten und Gustav Jägers Methoden seien ebenso bekömmlich wie einleuchtend. — An solchen Lebensreformern macht sich zuweilen ein Zug von Hypochondrie bemerkbar; im vorliegenden Falle hing er mit Hauptmanns Stimmung zusammen, die damals zur Melancholie neigte, wenn sie auch umschlagen konnte in übermütige Ausgelassenheit.

Da meine Beziehung zu ihm, wie auch zu Hanstein bald eine Herzlichkeit angenommen hatte, zog es mich wieder und wieder zu den „Durch“-Leuten, und ich selber galt nun als einer ihrer Matadore, zumal ich mich an den Aussprachen beteiligte, auch etlichemal über ästhetische Fragen vortrug.

Von Personen, die zu unserem Kreise hielten, dauerhaft oder vorübergehend, nenne ich noch etliche: Als geschäftsführenden Vorstand betrachteten wir Leo Berg, einen Zwerg, der an einer Hüfte lahmte, so daß sein Gang hin und her schaukelte. Weniger an seine jüdische Herkunft als an Schiller gemahnte das Profil. Von der steilen, finstern Stirn starrten die Haare wie Schilfröhricht wüst empor. Obwohl der dramatischen Produktion verdächtig, betätigte er sich öffentlich bloß als Kritiker, und zwar mit einer grübelhaften Eigenbrödelei.

Ein literarhistorisches Element war Dr. Eugen Wolff, später Universitätsprofessor. Er eiferte für „die Moderne“, wie er das neue Literaturideal nannte. Der Name sollte

Seitenstück zur „Antike" sein und zugleich eine Absage an das Klassische, an Romantik und Epigonentum.

Akademischen Geist wünschte neben Wolff zur Geltung zu bringen Dr. Conrad Küster, ein Arzt mit grauem Haar, der das Studententum in seinen Idealen und Praktiken zu reformieren suchte und für diesen Zweck eine Zeitschrift herausgab, an der „Durch"-Genossen mitwirkten. Seine Begeisterung für alles jung Aufstrebende machte, daß wir ihn als unsern Senior verehrten. Mehr als achtzig alt, lebt er noch immer rüstig als eine sehr bekannte und beliebte Berliner Persönlichkeit.

Daß es bei der „Moderne" nicht so sehr auf einen Kreis bestimmter neuzeitlicher Ideen ankomme als darauf, daß aus neuzeitlichem Erleben heraus echt gestaltet werde, war ein Standpunkt, den die Brüder Hart vertraten. Durch glühende Lyrik und geistvolle Polemik, besonders als Herausgeber des „Kritischen Jahrbuches", hatten sie sich schon damals ein gewisses Ansehen erworben und wirkten vorbildlich, insofern ihnen Schriftstellerei ein Schaffen aus reiner Begeisterung bedeutete und erst in zweiter Hinsicht materiellen Erwerb. Weil sie Mut hatten, als unbekümmerte Bohemiens zu leben und dabei immer noch etwas erübrigen konnten, um darbenden Genossen beizustehen, blickte man gläubig zu ihnen auf, wenn sie vom Poeten uneigennützige Hingabe an sein heiliges Amt verlangten. Jemand beklagte sich darüber, daß einem jungen Poeten, wenn er von Hause aus unbemittelt sei, nichts übrig bleibe, als Zugeständnisse an die Lohnschreiberei zu machen oder aber — zu hungern. Da sprang Heinrich Hart, sekundiert von seinem Bruder Julius, entrüstet auf: „Nun — dann wollen wir hungern!" Diese Losung haben die Genossen — ich darf es von fast allen behaupten — treu betätigt, wo es galt, Opfer für eigene Überzeugung und Edelart zu bringen.

4. Konsequenter Naturalismus.

Der damals emporstrebenden Dichtergeneration fehlte es nicht an Persönlichkeiten, die Harts Mahnung beherzigten. Zu ihnen gehören zwei Poeten, die jetzt das sechste Jahrzehnt überschritten haben: Holz und Schlaf. Arno Holz, ein knorriger Ostpreuße, verkehrte im „Durch"-Kreise, obwohl ihm dieser nicht konsequent genug schien.

An der proletarischen Peripherie von Berlin wohnhaft, beobachtete Holz den grellen Abstand der modernen Wirklichkeit von den Träumereien jenes falschen „Idealismus", der unter Kunst eine verlogene Schönfärberei versteht. Durch nordischen und französischen Naturalismus, sowohl in der Malerei wie in der Literatur, erhielt Holz entscheidende Anregung, ein Vertreter dieser Richtung zu werden. Da sein Temperament auf radikale Gründlichkeit bedacht war, suchte er Formeln einer absoluten Kunst ausfindig zu machen und pflegte seinen Standpunkt mit einem Eigensinn zu behaupten, der an die Schulmeisterei der mittelalterlichen Meistersinger erinnert. Er stellte den Satz auf, alle Kunst habe die Tendenz, Natur zu werden. Allerdings trifft er hiermit einen Zug im Verhältnis zwischen Kunst und Natur. Nicht minder freilich stimmen würde der Satz, es habe die Natur einen Trieb, Kunst zu werden, d. h. künstlerisch zu bilden. In Einseitigkeit verfiel Arno Holz, indem er übertrieb, sein Aperçu zum Dogma erhob, und mit „Natur" verwechselte, was richtiger „platte Wirklichkeit" zu nennen wäre. Von Goethes Dichtung darf man sagen, sie orientiere sich an der Natur. Aber was den waschechten Naturalisten Holz begeisterte, war oft die Natur, wie sie sich räuspert und schneuzt. Meine Kritik an Holz gilt hier lediglich seiner extremen Theorie. Was er als echter Dichter geleistet hat, ist so bedeutend, daß er etliche Abstriche

ruhig hinnehmen darf, die er als eifernder Prinzipienreiter verdient. Im übrigen bekenne ich mich gern als Verehrer der treuen und reinen Hingabe, mit der Arno Holz sich allezeit der Kunst gewidmet hat.

In der Tat wirkte so ähnlich diese und jene Szene aus dem naturalistischen Meister-Drama „Die Familie Selicke“ von Holz und Schlaf. Als es in der Neuen freien Volksbühne zur Aufführung gelangte, fühlte sich das Berliner Publikum durch Vorführung des ihm sattsam bekannten Großstadt-Elends peinlich gelangweilt, so daß es den Spitznamen prägte: „Familie Heulicke“. Ich erwähne das, um anzudeuten, daß der in Echtheit schwelgende Armeleute-Naturalismus durchaus nicht immer nach dem Geschmack der Berliner Arbeiter war.

Seelenvoller als die Produkte von Arno Holz, der einen Zug von Verständelei und Tüftelei kaum los wurde, ist das naturalistische Trauerspiel „Meister Ölze“ von Johannes Schlaf; doch wenig gelangt es hinaus über Szenen, die eher quälend als erhebend wirken. Ein Mangel, der manchem Bühnenwerke des Naturalismus eigen ist — ich nenne als Beispiel nur Zolas „Therese Raquin“. Für die genannten Werke und andere ähnliche brach ich damals in der naturalistischen Bewegung eine Lanze. Nicht lange bin ich dabei geblieben. Das Wesen des Tragischen ist keine naturalistische Wiedergabe von Seelenfolter, sondern Auflösung der Trauer in Erhabenheit, ein „Kampf mit dem gewaltigen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. Daß Kunst den Beruf hat, die gewöhnliche Welt verklärend zu überwölben durch eine höhere Welt, die von Lebenskünstlern, von Meistern der Innerlichkeit zu schaffen ist, davon spürten die Naturalisten kaum etwas, weil sie eben im Banne der äußeren Wirklichkeit standen. Ich bin mit dieser Richtung

zu Ende der achtziger Jahre gelaufen, weil ich in der damaligen Dichterei Deutschlands nicht viel mehr als schwächliches Epigonentum sah, Unterhaltungsmache und Tendenzliteratur für reichsdeutsche Bourgeoisie, während im Naturalismus immerhin ein leidenschaftliches Streben pulsierte im Sinne der Losung: „Die Wahrheit wird euch freimachen."

Damals war mir noch nicht zu deutlichem Bewußtsein gelangt, daß ich mit meiner dichterischen Art eigentlich etwas Andres suche als den Naturalismus und diesen vorwiegend schätze, insofern er zum Höheren überleiten könne. Dies Höhere, nach dem ich mich sehnte, war Innenwelt. Aus dem Gemüte entsprang meine soziale Poesie, ebenso wie die Lyrik meiner Naturliebe und eremitischen Beschaulichkeit. Bezeichnend für diesen Charakter ist der Titel meines ersten Gedichtbuches „Einsiedler und Genosse," das Julius Hart mit einer Vorrede voll herzlicher Anerkennung in die Öffentlichkeit einführte. Die proletarische Bewegung brachte ihm — wie überhaupt der Lyrik — wenig entgegen — wenn auch nur daß von den sozialen Gedichten, die den Deklamator reizen, manche in Arbeitervereinen, besonders bei Festen, eine Rolle spielten, wobei aber kaum das dichterische Erlebnis, sondern eine Tendenz im Sinne des Sozialismus empfunden wurde. Jahrzehnte hindurch bin ich benachteiligt worden durch meine herzliche Berührung mit der Arbeiterbewegung. Vom Bürgertum wurde ich zu ihren Führern gerechnet, während die Sozialdemokraten mich mißtrauisch behandelten, weil ich ihrer Partei ebensowenig verschrieben war wie irgendeiner anderen. So blieb ich lange gewissermaßen ein Peter Schlemihl, ein Mann ohne Schatten, der sich weder hüben noch drüben heimisch finden kann. Und so erging es mir auch auf dem Gebiete der Weltanschauung. Mit der Kirche, an der ich vernunftwidrige Formelfexerei, überlebte Gefühlsphrase, Geistes-

Federzeichnung von Ivo Hauptmann

knechtung und Duckmäuserei gegenüber den Machthabern auszusetzen hatte, war ich zerfallen. Aber wohl wurde mir nicht bei den Antipfaffen, die gewöhnlich Materialisten ohne religiöses Erleben sind. So war ich stets ein Abseitiger.

Daß ich hier mein persönliches Wesen und Schicksal berührt habe, bedeutet keine Abschweifung, sondern einen organischen Bestandteil meiner Erinnerungen und Deutungen. Auch etwas Charakteristisches für die ganze Gruppe der Abseitigen. Besonders für Gerhart Hauptmann, dem ich mit meinen Ketzereien über die Gesellschaftszustände wohl nie etwas gesagt habe, was nicht seinem eigenen Erleben entsprochen hätte. Auf religiösem Gebiet quälte ihn ebenfalls der schroffe Abstand der öffentlichen Religion von seinem Innenleben. Frömmelei und Staatskirchentum, das den Glauben vorschreibt, waren ihm stets zuwider. Was er ersehnt, ist Hingabe an Ewiges, persönliche Andacht in freier Selbstbestimmung, das Walten jenes heiligen Geistes, der keinen Gedankenzwang duldet und Freier ist der Madonna „Gottnatur". Zwei Prachtgestalten Hauptmannscher Religiosität sind jener „Narr in Christo", der im heutigen Staatschristentum nach dem Evangelium zu leben sucht und im Gletscher erfrieren muß, und der naturtrunkene „Ketzer von Soana".

Zu den „Durch"-Genossen, die sich in enger Gemeinschaft mit mir, Seite an Seite, entwickelt haben, gehört Wilhelm Bölsche. Geborener Rheinländer, Sohn eines Schriftleiters der „Kölnischen Zeitung", hatte er in Bonn klassische Philologie studiert und aus Liebhaberei Zweige der Naturwissenschaft; nicht dem Lehramte wollte er sich widmen, sondern ausschließlich dem Schriftstellerberufe. Seine Sporen hatte er sich verdient durch den historischen Roman „Paulus" und eine in studentischem Sinne „feuchtfröhliche" Fabulierung aus alter Germanenzeit: „Im Zauber

des Königs Arpus.“ Was ihm die besondere Eignung für den „Durch“ gab, war eine Schrift „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der modernen Poesie“. In den „Durch“ führte ich Bölsche ein, nachdem ich ihn kurz vorher kennen gelernt hatte. Das war auf der „Bude“ meines Bonner Universitätsfreundes Rudolf Lenz gewesen, den ich in Berlin wiedergefunden hatte. Bölsche kam aus Paris, wo er zu seiner Ausbildung geweilt hatte. In lebhafte Gespräche geriet ich mit ihm über Schopenhauer und naturphilosophische Fragen; und in dieser Hinsicht harmonierten wir, während das soziale Problem zunächst zu Meinungskämpfen Anlaß gab. Was uns innig verband, war Liebe zur Natur, beschauliche Hingabe an Bilder und Szenen der Weltstadt, sowie an die märkische Landschaft; ferner gemeinsames Suchen und Gestalten auf den Gebieten der Weltanschauung und des kulturellen Lebens, insonderheit der Dichtung und Philosophie.

Ähnlich wie es Murger in seinem Roman „Zigeunerleben“ schildert, bildeten wir mit den Brüdern Hart, dem Lyriker Oskar Linke, Richard Dehmel, etlichen Schauspielern, auch Vertretern des Sozialismus, eine Gruppe, der das weibliche Element nicht fehlte. Es gab dichterische Vorlesungen, heißes Disputieren über Fragen der Kunst, Weltanschauung und Gesellschafts-Biologie, lärmende Kneipereien und endlose Schwatzereien im Nachtkaffee. Fast jeder lebte von der Hand in den Mund, und manchmal war Schmalhans Küchenmeister. Aber man half einander gern und ließ sich von keiner Bedrängnis einschüchtern. Mit Bölsche, eine Zeitlang auch mit einem dritten Kameraden, hatte ich gemeinsame Wohnung; humorvoll hat sie Bölsche beschrieben in seinem Buche „Hinter der Weltstadt“.

Schulter an Schulter suchten Bölsche und ich unsere Anschauungen zu fördern — schriftstellerisch, wie durch Vor-

träge, auch in freien Konventikeln. Der „Durch" zog uns wenig mehr an; zu eng litererisch war er geworden. Ein Forum, wo wir uns auseinandersetzen konnten mit allerlei modernen Kulturfragen, war der „Ethische Klub"; ihm gehörten besonders Interessenten der sozialen Ethik an — wie die Nationalökonomen Franz Oppenheimer (später Bodenreformer und jetzt Universitätsprofessor in Frankfurt am Main) und Oser (später Reichstagsabgeordneter und Minister), Philosophen wie Martin Keibel und Paul von Gizycki, Dichter wie Wilhelm von Polenz, Hartleben, Hanstein, natürlich auch die Brüder Hart.

Unter den Problemen abseitiger Art, mit denen sich Bölsche und ich beschäftigten, wäre auch der Okkultismus zu nennen. Wir hatten spiritistische Sitzungen mit Frau Valeska Töpfer, einem Medium, dessen Erfolge damals Staunen erregten, während sie nach meinen Beobachtungen nicht frei von Schwindelei waren. Um Studien zu seinem Spiritisten-Roman „Die Mittagsgöttin" zu machen, reiste Bölsche in den Spreewald, der für seinen dichterischen Zweck eine passende „Traum- und Zaubersphäre" war, und ich begleitete ihn als Naturbummler. Während Bölsche nach Zolas Art landschaftlich in sein Notizbuch skizzierte, wurde wiederholt die Frage erwogen, ob dem Naturalismus eine objektive Wiedergabe der Natur entspreche, oder ob es mehr auf deren Spiegelung im Erlebenden ankomme. Solche Meinungsverschiedenheiten zeigten, wie wenig Einigkeit, Klarheit, Sicherheit in der naturalistischen Bewegung waltete. Sie bestand aus Persönlichkeiten, die sich unter einem Schlagwort zusammengefunden hatten, es aber so verschieden auslegten und anwendeten, daß sich damals bereits Gestaltungsweisen entschiedener Subjektivität bemerkbar machten, wie der Impressionismus, der phantastische Lyrismus und Expressionismus. Auch in Gerhart Hauptmann lagen Keime

auseinanderstrebender Richtungen beisammen, und wenn auch die ersten Dramen, mit denen er Aufsehen machte, eine Meisterschaft in naturalistischen Gestalten bekunden, bricht doch bald in anderen Werken — ich nenne nur „Hanneles Himmelfahrt“ — eine Träumermystik hervor, für die der Naturalismus nur den Rahmen hergibt.

5. Sozialismus.

Nicht bloß auf dem Gebiete der Poetik gärte es in der damaligen Dichtergeneration, sondern in ihr drängte zugleich die moderne Zeit mit ihrer Fülle neuer Interessen und Ideen zum Ausdruck. Was man „poetisch“ nennt, ist eine Erlebnisweise, die durchaus nicht an bestimmten Stoffen haftet. Die angeblich „poetischen“ Stoffe machen sich von vornherein der Trivialität und Verlogenheit verdächtig, insofern sie das Fehlen ursprünglichen Erlebens verdecken möchten durch Einkleidungen nach berühmten Mustern. Der schöpferische Künstler bestrahlt magisch mit seiner Innerlichkeit all seine Außenwelt, auch neueste Gebiete seiner Zeit, Motive, die der Gewohnheitsmensch bis dahin für „unpoetisch“ hielt. So war es von je die kulturelle Mission genial veranlagter Poeten, ihre Wirklichkeit, auch wo sie anfangs spröden Widerstand leistete, für Poesie zu erobern.

Der große Leserkreis, den ein so trivialer Literat wie Julius Wolff fand, hielt das romantische Theaterkostüm ohne weiteres für poetisch und beduselte sich mit zusammengelogenen; Eingebilden. Erst lernen mußte der moderne Mensch, daß Poesie nicht bloß im Posthorn spürbar ist und im wandernden Handwerksburschen, sondern auch im Pfiff der donnernden Eisenbahn und in Schicksalen der Fabrikarbeiter. Zu denen, die das innig empfanden und schaffend zu beherzigen suchten, gehörte schon der Verfasser des „Promethidenloses“ und der lyrischen Versuche „Das bunte Buch“,

hier schildert Gerhart Hauptmann beispielsweise, wie er nächtens im Eisenbahnzuge aus dem Rattern der Schienen und Lokomotivengeheul „Das Lied von unserm Jahrhundert" heraushört, „finster und doch so schön"; und in Versen, die ich, 1886 als Redakteur der „Demokratischen Blätter" (im Auftrage Georg Ledebours), aus Hauptmanns Feder veröffentlichte, bildet ein Nachtwächter, den er bei Berlin (wo Hauptmann etliche Jahre wohnte), mitfühlend beobachtet hatte, mit seinem elenden Hüsteln eine grimme Anklage gegen die Industrie, in deren Fron er sich die Schwindsucht zugezogen hat. Das gleiche Milieu vermittelte unserm Dichter die Bekanntschaft mit jenem Eisenbahner, den er mit einem nicht minder sozialen wie naturalistischen Sinne in seiner Novelle „Bahnwärter Thiel" geschildert hat; dessen Wärterbude befand sich zwischen Erkner und Fangschleuse, und hier bin ich ihm zuweilen begegnet, wenn er dienstlich seine Strecke abschritt.

Hauptmanns Vater war zwar ein Hôtelbesitzer, bei dem schlesische und polnische Magnaten verkehrten, so daß eine gewisse Üppigkeit an der Tagesordnung war; aber Großvater und Urgroßvater waren arme Weber gewesen, und grade weil Gerhart von Hause aus nicht gewöhnt war, empfand er besonders lebhaft die Dürftigkeit, wie er sie als junger Bildhauer der Breslauer Kunstschule, auch unter Jenenser Studenten und als Besucher Neapels kennen lernte.

Wie sich damals Fäden spinnen konnten von der proletarischen Sozialbewegung zu jungen Idealisten bürgerlicher Herkunft, läßt an meiner Lebensbahn sich beobachten. Durch meine Vorträge hatte ich in der sozialistischen Arbeiterschaft Berlins einen großen Anhang gewonnen. Nicht selten kam es vor, daß eine Versammlung, in der ich sprach, auf Grund des Sozialistengesetzes aufgelöst wurde. Wie ich durch einen Warner erfuhr, schwebte über mir das Damokles-

schwert polizeilicher Ausweisung. Aber ein Parteigänger war ich nicht und wollte ich nicht werden — wie ich denn Kandidaturen für den Reichstag, die mir in Berlin I und Magdeburg angetragen waren, ablehnte. Daß meine Ausweisung unterblieb, war ein Ergebnis des neuen Kurses, der sich in der Regierung vorbereitete im Sinne Wilhelms II., der auf das Sozialistengesetz verzichten wollte. Was dazu beitrug, mich der Sozialdemokratie fern zu halten, war ihre Staatsgläubigkeit, während ich ideell dem Anarchismus zuneigte und als Führer jener „Jungsozialisten" galt, deren Richtung in einer großen Redeschlacht durch Bebel abgetan, dann auf dem Parteitag sogar ausgeschlossen wurde und sich seitdem, auf meinen Rat, „unabhängige Sozialisten" nannte. Einer ihrer besten Köpfe war der Schustergeselle Max Baginski, mit dem mich auch persönliche Freundschaft verband. Er bereiste mit Gerhart Hauptmann, als dieser Studien zu seinen „Webern" machen wollte, Gegenden der schlesischen Weber-Industrie wie Kaschbach und Langenbielau, führte den Dichter von Hütte zu Hütte und vermittelte zwischen ihm und den Proletariern. Auch Aussprachen mit mir über meine Erfahrungen in der Arbeiterklasse konnten nicht umhin, den sozialen Dichter Hauptmann zu beeinflussen. Aber noch weniger als ich fühlte er sich zu irgendwelchem Parteigetriebe hingezogen, und keinem ethischen Dogma gab er recht, sondern dem Leben, wie es in bunter Vielgestaltigkeit, hinweg über die Schablonen der Theoretiker, seinen Gang nimmt, getrieben von einem inneren Quellen, das sich fast unberechenbar erweist.

6. An der Oberspree.

Doch weg von Dogmen und Theoremen zu seinem Leben, wie er es damals lebte. Paul Schlenther hat diese Zeit deut lich genug festgehalten, sodaß ich mich darauf beschränken

kann herauszuheben, was sich mir aus persönlicher Beobachtung als entscheidend einprägte. Dahin gehört vor allem seine Ehe mit seiner ersten Frau Maria. Fünf liebliche Töchter von edlem Gemüt und Geist hatte der Kaufherr Thienemann hinterlassen. Deren drei vermählten sich mit den drei Brüdern Hauptmann: mit Georg (dem Kaufmann), mit Carl (dem Dichterphilosophen) und mit unserem Gerhart. Dieser zählte erst 22 Jahre.

Man spricht: „Jung gefreit, hat niemanden gereut" — aber als Gerhart jener Jugendgefährtin, die ihm „Rautendelein" wurde, sein Herz zuwandte, klagte er mir einmal, er habe zu jung geheiratet und damals zu wenig Blick gehabt für das, was ihm zur Ergänzung fehle.

Dennoch — an Frau Marias Seite fand Gerhart damals treueste Hingabe, liebreiches Verständnis und eine gesicherte Häuslichkeit, die dem zur Unrast und Melancholie geneigten jungen Manne heitern Frieden gab und Ruhe zum Schaffen. Die Jahre hindurch, die mich Gerharts erste Ehe beobachten ließen, habe ich — objektiv betrachtet — es für ein großes Glück gehalten, daß er mit dieser seelenvollen, sehr anziehenden Frau, der Mutter prächtiger Kinder, leben durfte. Tatsächlich hatte sich in die Liebe zwischen Gerhart Hauptmann und Frau Maria eine Störung geschlichen, die für beide Teile quälend wurde. Frau Maria, zu schwermütigem Grübeln geneigt, sorgte sich, teils weil sie glaubte, Gerharts Herz nicht ausfüllen zu können, teils auch weil sie fürchtete, ihr Vermögen, das schon einmal (durch die Unzuverlässigkeit eines Bankiers) erheblich Schaden genommen, könne in etlichen Jahren aufgebraucht sein, ohne daß sich bis dahin ein auch materieller Erfolg eingestellt habe. Der empfindliche Dichter wurde durch diese Sorgenatmosphäre derart beunruhigt, daß er sich in Schlaflosigkeit quälte und seinen Untergang vor sich zu sehen glaubte. Und so

konnte ich verstehen, wie des Glockengießers Gattin mit all ihren heißen Zähren, die von den Kindern in dem gewichtigen Krug gesammelt wurden, ein Schicksal nicht aufzuhalten vermochte, das sieghaft wie Lenzknospen hervortrieb aus der Sonnenliebe eines „einsamen Menschen".

Des Glockengießers Schicksal begann in den schwermütigen Forsten der Mark. Gegenüber jenem „Schützenhügel" von Erkner, wo sich die Tragikomödie „Friedensfest" abspielt, und wo Gerhart Hauptmann eine Zeitlang vorhatte, sein Haus zu bauen. Auf einer sandigen Fläche, bei hochstämmigen Kiefern hat er nicht bloß mit Freund Schmidt, dem Maler, und mir Bumerang geworfen, sondern auch Federball geschlagen mit Grete Marschalk und ihren zwei Schwestern. Grete war damals voll sprühender Jugend, ein lebensfroh schwärmendes Mädchen, das köstlich plaudern konnte und durch ein Künstler-Temperament dionysischen Charakters dem oft melancholischen Dichter Ausblicke eröffnete zu heimlich ersehnten Gefilden. Die beiden Gattinnen, die das Schicksal ihm gewährt hat, entsprechen gewissermaßen zwei Landschaften, die in seinem Leben eine Hauptrolle gespielt haben. An die sinnende Melancholie märkischer Kiefernheide erinnert Frau Maria, an das lichttrunkene, frohsprühende Italien Frau Grete.

In der einsamen, grüblerischen Oberspree-Landschaft und der wuchtig arbeitenden Weltstadt, wo schon in den achtziger Jahren das soziale Leben stürmisch gärte, sind Hauptmann die ersten großen Werke gelungen. In meinem Gedenken sind sie verwachsen mit Bildern aus dem Kiefernwald, sowie aus dem Berliner Literatur- und Theatergetriebe.

Wo man vom hölzernen Aussichtsturme der föhrenbestandenen Kranichberge auf den Flakensee und das schilfige Löcknitztal, auf die blauenden Forste um Erkner schaut, gegrüßt von einer ganzen Gruppe großer Seen, dort am

moosigen Hügelhange unter hohen Kiefern feierte im Frühling 1887 die Dichtergruppe „Durch" ihr erstes Stiftungsfest. Mit einem Mittags-Picknik bei einer Tonne Bier. Statt zu reden, lauschte man lieber dem fernen Lachen des Spechtes und dem wogenden Sausen der Nadelwipfel. Nachmittagskaffee tranken wir bei Gerhart Hauptmann, der zugleich ein Familienfest feierte: die Geburt seines zweiten Sohnes Eckehart. Vor dem Abendessen, dessen Hummer-Mayonnaise und köstlicher Wein die Bohemiens erquickte, las Gerhart Hauptmann, den viele „Durch"-Genossen bisher für einen Amateur ohne sonderliche Eigenheit gehalten hatten, seinen „Bahnwärter Thiel" vor. Ich war davon überwältigt und wußte nun, dem Verfasser könne Bedeutendes gelingen — eine Prognose, die zu meiner Verwunderung von andern wenig geteilt wurde.

Den nächsten Sommer verlebte ich in Fangschleuse, einem damals einsamen Dorf am Werlsee, eine Meile von Erkner zwischen Kiefernforsten und schilfigen Moorfließen gelegen. Sonst mit Bölsche in Alt-Berlin (nahe dem Rathaus) wohnhaft, hatte ich's, als der liebliche Juni begann, in der steinernen Großstadt-Wüste nicht länger ausgehalten und war mit ihm in ein Schifferhäuschen am Werlsee übergesiedelt, wo wir idyllisch hausten, im See schwammen, auf dem Löcknitz-Fließ kahnten, durch die weiten Forste und Moorwiesen schweiften, schauend, sinnend, dichtend — gelegentlich auch mit Gerhart Hauptmann verkehrten und mit seinem bereits erwähnten Freunde, dem Maler Schmidt, der nahe bei uns mit seiner jungen Frau Sommerwohnung hatte.

Damals muß es gewesen sein und zwar auch im Walde bei Erkner, daß mir plötzlich ein Mann entgegentrat, den ich bisher nur literarisch kannte: Hermann Bahr, eine stattliche Erscheinung mit geistvollem Kopf, von Benehmen wienerisch verbindlich. Seltsamerweise haben wir nur zehn

Minuten miteinander sprechen können, obwohl wir doch schon damals starke Interessen gemeinsam und manche Berührung in unsrer Weltanschauung und Soziologie hatten. Es freut mich, das ich ein so edles Bild im Gedächtnis behielt von diesem tiefgründigen Sucher auf den Gebieten der Kunst, Lebenskunst und Kulturphilosophie.

Im Hochsommer wars, als Gerhart neben Bölsche und mir im Walde zwischen Wacholderbüschen lag und sein eben vollendetes Drama „Vor Sonnenaufgang" vorlas. Es wirkte auf uns hinreißend, und ich hatte den Eindruck, es bedeute der herandämmernde Morgen, den der Titel meint, eine neue, würdige Epoche der sittlichen Kultur und zugleich der Dichtung. Unsere begeisterte Zustimmung tat dem Dichter wohl, obgleich auch ohne sie sein Selbstvertrauen neuerdings gehoben war. Er sprach von Klärungen seiner Poetik, angeregt durch Gespräche, die er mit Holz und Schlaf gehabt habe und durch ihre Skizzen „Papa Hamlet". Sie erschienen unter dem Pseudonym „Bjarne P. Holmsen", das eine Verkappung von Arno Holz sein und das moderne Schwärmen des deutschen Michel für fremdländische Literatur ausnutzen sollte. Wohl stärker als die Doktrin der zwei „konsequenten Naturalisten" hat auf Hauptmann Tolstois „Macht der Finsternis" gewirkt. Auch die ethische Volkskultur, in deren Dienst Tolstoi sein Dichten gestellt hatte, insbesondere dessen Auftreten gegen Alkoholismus und sexuelle Unzucht. Zur Abstinenz war Gerhart bekehrt worden durch Bruder Carl, einem begeisterten Schüler des Züricher Psychiaters Forel, und durch seinen Freund Alfred Ploetz (Loth), den Fanatiker für Nüchternheit. Nur ein paar Jahre freilich währte Gerharts Feindschaft gegen den Alkohol. Sie wurde damals von manchen Freunden als ein unbequemer Zug empfunden. So in einer Nacht, die wir auf der „Liebesinsel" mitten auf dem Werlsee verlebten,

um zu begutachten, ob Hauptmanns Plan, sich dort ein Haus zu bauen, keinen klimatischen Bedenken begegne. Obwohl wir ein mächtiges Feuer entzündet hatten, war's unleidlich wegen des kalten Nebels und der vielen Mücken. So kam's, daß etliche Gefährten murrten, weil zwar reicher Proviant mitgenommen war, ein ganzer Kinderwagen voll, aber für durstige Kehlen bloß Wasser und Kaffee. Bis nachts 2 Uhr hielten die Unzufriedenen die aufgenötigte Enthaltsamkeit aus — dann erfolgte ihre Sezession mittels des Kahns nach einem Wirtshaus am Ufer drüben, und da wurde vom herausgetrommelten Wirt eine Flasche Cognac erstanden. Und der Dichter des Dramas „Vor Sonnenaufgang" erlebte, es sei die Zeit noch weit vor Sonnenaufgang.

Indessen nah war ihm der Aufgang einer andern Sonne, man nennt sie sonst literarischen Erfolg, Anerkennung auf jenen Brettern, die eine Welt bedeuten. Was die Schicksalswende begünstigte, war ein Zusammentreffen von Umständen: Nach dem Muster des „Théâtre libre" in Paris hatte Otto Brahm, ein kluger Kritiker, den Verein „Freie Bühne" gegründet, der unter Umgehung der Polizeizensur Dramen modernsten Zeitgeistes in „geschlossener Gesellschaft" aufführen wollte. Ausländische Stücke fehlten nicht. Ibsens „Gespenster" wie Tolstois „Macht der Finsternis" konnten als eine würdige Einleitung gelten. Doch ratlos waren Brahm und Genossen, wenn sie die deutsche Dramatik musterten. Ein Stück wie Fitgers „Von Gottes Gnaden" hatte doch nur in seiner Tendenz etwas wie moderne Funken. In solche Verlegenheit drang ein Lichtstrahl. Das begeisterte Urteil, das Bölsche und ich in Gesprächen mit den Brüdern Hart gefällt hatten, war von diesen in der Sitzung der „Freien Bühne" geltend gemacht. In derselben Richtung wirkte ein Brief, den der alte Theodor Fontane mit seinem für aufstrebende Jugend empfänglichen Herzen

an Otto Brahm richtete. Dieser las das Stück und griff bekanntlich zu.

Das wuchtigste Sozialstück, mit dem Gerhart Hauptmann dann seinen Ruhm auch international anbahnte, sind „Die Weber“. Daß es von der Polizei verboten wurde, war das Werk jener Reaktion, die nach dem Fall des Sozialistengesetzes von der Bourgeoisie und den Junkern gegen die Arbeiterbewegung mobil gemacht wurde. Der Kaiser demonstrierte, indem er die Hofloge dem Deutschen Theater kündigte. Natürlich griffen die Sozialisten den hingeworfenen Fehdehandschuh auf und betrieben die Aufführung der „Weber“ in der „Neuen freien Volksbühne“, wie auch in ihrer Vorgängerin, der „Freien Volksbühne“. Diese Organisationen hatte ich begründet, um wertvolle Bühnenwerke, überhaupt erhebende Kunst, dem Volke, auch in seinen proletarischen Schichten, zugänglich zu machen. Die Bewegung umfaßte damals bereits Tausende von Proletariern, besonders natürlich deren geistige Elite. Eine Vorstellung, in der diese Elite wohl schwach vertreten war, hat Paul Schlenther zu dem Urteil veranlaßt, das Arbeiterpublikum sei von den „Webern“ mit wenig Unmittelbarkeit erregt und erst im dritten Akte sei die „lange vergeblich erhoffte Tendenz unter Heiterkeit begrüßt worden“. Aus meinen Erfahrungen heraus kann ich nur sagen: „Die Weber“ und später Björnsons „Über unsere Kraft“ (2. Teil) haben auf die Arbeiterschaft einen so gewaltigen Eindruck gemacht, wie ich ihn an keinem andern Sozialdrama erlebt habe.

7. Im Riesengebirge.

Durch Kunstkritik und Literaturgeschichte ist über die Leistungen Gerhart Hauptmanns ein reiches Material beigebracht, und so dürfen in dieser Hinsicht meine Erinnerungen und Deutungen zurückhaltend sein. Ich möchte aber noch

etliche Eindrücke wiedergeben, die ich von seinem Leben im Riesengebirge erhalten habe.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", und Hauptmanns Heimatland ist eben Rübezahls gewaltiges Reich. Die sandige Kiefernheide um Berlin mit ihrer Melancholie und Dürftigkeit war nicht geeignet, ein Heimweh nach Schlesiens Bergen zu beschwichtigen. Anfang der neunziger Jahre waren Gerhart und Carl Hauptmann zu den Eltern nach Warmbrunn gereist und machten von hier eine Wagenfahrt ins hohe Gebirge. In Mittelschreiberhau am Gasthof zur „Sonne" ließ man Halt machen. Zu stillem Beschauen reizte die Landschaft. Lodernd von bunten Blumen geht hier das Wiesental der „Siebenhäuser" niederwärts, von Murmelbächlein durchronnen. In halber Tiefe liegt eine Schleifmühle an einem Teiche, der emporlugt wie ein Auge. Kulissenhaft ragt links ein Bergwald, rechts der felsige Eulenstein mit der katholischen Kirche. Im Hintergrunde steigt zunächst ein Hang empor mit etlichen Waldarbeiter-Häuslein und jenem „Rettungshaus", das in „Hanneles Himmelfahrt" eine Darstellung gefunden hat. Links davon nebelt es aus den Schluchten des Zackenflusses und Kochelfalles, und es wölbt sich der waldige Breite Berg. Dahinter ins Ferne gedehnt, steigt zu den Wolken die teils grünliche teils violette Wand des Gebirgskammes, zerrissen durch die Schneegruben, darin noch im Juni Winters Reste schimmern: der „Weiße Stier" und „Rübezahls Unterhosen". Aus Tannenforstes Dunkelblau hebt sich feierlich die weißliche Rauchsäule einsamen Waldfeuers. Die Linie des Riesenkammes wogt empor zu einer Reihe von kahlen Felsgipfeln. Überm Abgrund erkennt man die Schneegrubenbaude, ganz hinten pyramidenförmig die Schneekoppe mit ihrer Wetterwarte.

In dieser Aussicht schwelgend, meinte Gerhart: „Hier ist

gut sein" — und Karl spann das Zitat weiter: „Hier laßt uns Hütten bauen!" — „Nun ja, warum nicht?" fuhr Vater Hauptmann fort — „eine Hütte wäre wohl zu haben. Seht, grade hier, wo sich der großartige Blick aufs Gebirge bietet, steht ja ein recht gediegenes Landhaus mit herrlichem Wiesen- und Waldgelände . . . Darf ich fragen" — wandte er sich an eine Frau, deren Blick interessiert auf den Insassen des Wagens ruhte — „ist das Ihr Haus? Und wärs vielleicht zu kaufen?" Überrascht errötete die Frau und meinte unschlüssig: „Nu jo jo! nu nee nee!" Dann rief sie ihren Mann herbei — der nannte den Preis, und so wurde in temperamentvoller Entschlossenheit jenes gemütlich-schöne Haus erstanden, wo so viel Bedeutsames und Liebes erlebt und ersonnen wurde, daß dieser Schauplatz ein herzliches Interesse der Literaturgeschichte verdient. Ihr gemeinschaftliches Haus wollten die Brüder nebst ihren Familien gemeinschaftlich bewohnen. Um Raum dafür zu schaffen, ließen sie sofort ein Stockwerk mit fünf und ein Giebelgeschoß mit noch etlichen Zimmern aufsetzen. Die ganze Aussichtsfront entlang führt eine offene Galerie, und ein darunter befindlicher Bildhauerfries bildet ein humorvolles Wahrzeichen dafür, daß hier in ländlichem Frohsinn Künstler hausen. Durch riesenhafte Eschen wird das Haus flankiert. Seine wundervollste Beigabe ist das Hintergelände, teils von Natur, teils künstlich ein Park, wie er in diese Bergwelt paßt. Durch üppige Wiesen auf geschlängelten Wegen, hin und wieder zwischen Bäumen und Büschen, wandelt man die Halde hoch hinan, zu den weitesten Ausblicken. Oben bei Tannen kauert eine Blockhütte. Sie wurde von Gerhart als eine stimmungsvolle und ungestörte Stätte seines bildhauerischen Schaffens und dichterischen Sinnens geschätzt, Lieblich träumt es sich im Buchenhain, wo felsengrau die Stammriesen starren zwischen moosigen Granitblöcken.

während im grüngoldigen Laubwipfel der Buchfink schmettert oder bei Mondschein die Bergdrossel ihren wehmütigen Triller flötet.

Nahebei quillt ein Born, den Vater Hauptmann erschlossen hat. Er ist so ergiebig, daß sein Wasser in Röhren das ganze Haus durchströmt, zum Trinken wie zum Baden geeignet. Wie ein guter Hausgeist ist mir diese Quelle vorgekommen, so oft ich als Gast in der Schlafkammer ruhte und dem melodischen Murmeln der eingeschmiegten Wasserader lauschte. Aus meiner Seele sang dann ein Lied Carl Hauptmanns:

Über mir und meinem Tal
Blüht der dunkle Sternenbogen.
In mir sind nun aufgezogen
Sehnsuchtsbilder — all zumal.

Ferne Silberwasser ziehn
Rauschend, und die Sterne kosen;
All' die Queckbrünnlein, die losen
Silberquellen, tosen hin.

Und ich weiß, ich bin wie sie
Ewigkeit und flüchtig Gleiten;
Ewig innen, doch im Weiten;
Ewig flüchtig dort und hie.

Und ich fühls, ich bin es ganz;
Atme Luft und trinke Quelle;
Und ich dränge wie die Welle,
Bin und webe in dem Glanz.

Dem Zauber dieses Quellenheims hat Carl Hauptmanns Sammlung „Aus meinem Tagebuche" reichen Ausdruck verliehen mit Nachtigallenton und tiefer Weisheit.

Nicht ohne tiefste Ergriffenheit kann ich an die Ströme von Erleben denken, die von der geschilderten Stätte ausgegangen sind — auch für mich persönlich, dessen Schicksal und Schaffen starke Wurzelstränge in Mittelschreiberhau fand. Alles spann sich hervor aus jener Wagenfahrt der Familie Hauptmann. Und aus der Einladung, die im Winter 1892 von den Brüdern Hauptmann an mich kam, sie zu besuchen und im hohen Schnee herumzustapfen. Schneeschuhsport gab es damals in Deutschland kaum, und Gerhart Hauptmann war dessen Pionier im Riesengebirge. Geschmeidig in seinem Wollanzug, ähnlich einem weißen Vogel, schmiegsamen Schwalbenfluges, glitt er schneebedeckte Hänge entlang, bald in der Nähe, bald auch schon fern.

Wir Gäste, darunter Felix Hollaender, dessen Freundschaft mit Hauptmanns damals begann, versuchten uns im Rodeln. „Wie macht mans?" hatte ich Carl Hauptmann gefragt und den Bescheid erhalten: „Ganz einfach! Auf den Schlitten gesetzt und dann — die Beine hoch!" Einen hohen Hang hinan war ich mit Felix Hollaender gestiegen, und jeder hatte am Bändel einen Schlitten, um sich darauf, gleich in erster Fahrt, die Meisterschaft zu verdienen. Oben an sehr steiler Stelle setzte ich mich in Positur, und als nun Hollaender fragte: „Wie macht mans?" wiederholte ich Carl Hauptmanns Antwort und fügte hinzu: „Ich zähle eins, zwei, drei — bei drei hebt jeder die Beine hoch." Kaum hatten wir nach diesem Rezept gehandelt, so sausten wir abwärts wie Lawinen. Dann auf einmal wars, als packe Rübezahl mich mit der einen Riesenfaust, Hollaendern mit der andern am Genick, wirbele jeden ein paar mal herum und schleudere ihn verächtlich in den Flockenwust. Ich raffte mich auf, meine Backe war geschunden — Hollaendern sah ich mit blutender Nase — unsere Schlitten waren wie scheue Pferdchen durchgebrannt und liefen den Hang hinab —

ganz unten waren zwei Figürchen, die sich krümmten, als hätten sie Leibschmerzen: die Brüder Hauptmann, belachend unsere Meisterfahrt.

So wurde burschikos herumgetollt — weglos durch Schnee gestapft, daß man zuweilen bis zur Brust einsank — hoch oben in der Baude zur Fiedel getanzt — durch die von Eis starrende Zackelklamm gekrochen — mit dem Pferdeschlitten über den Gebirgspaß ins Böhmerland gefahren — bei Stohnsdorfer Likör Billard gespielt — aber bei allen Gelegenheiten das Leben auch in tiefen Gründen erfaßt, in seinen geheimen Schätzen und innigsten Reizen. Die Tage im Riesengebirge reihten sich mir zu langer Kette. Manchen Winter- und manchen Sommermond hab ich dort verlebt, auch ein Eigen erworben, herrliches Wiesen- und Waldland mit Forellenbach — habe geträumt und gedichtet —, und all das geschah in herzlichem Verkehr mit den Brüdern Hauptmann und ihren lieben Frauen sowie Freunden. Aus dem Kreise Carl Hauptmanns nenne ich Anna Teichmüller, den Maler Schmidt, Alfred Plötz, Wilhelm Bölsche, Hermann Büttner (Meister Eckeharts Vermittler), den Worpsweder Maler Modersohn nebst seiner Frau Paula, den Maler Fidus, John Henry Mackay, der sein „Haus zur Freiheit“ nahebei, im Siebenhäusertal hatte, den Bildhauer Franz Metzner, den Maler Fechner, der blind wurde und seitdem mit dichterischen Mitteln weiter malt, den Dichter und langjährigen Berliner Bürgermeister Georg Reicke, Bernhard Wilm und den Nationalökonomen Professor Sombart. Lotte Hauptmann, die einzige Schwester der Brüder, ist eine Persönlichkeit, deren treue Hingabe und praktisches Wirken ihnen so viel bedeutet, daß der Nahestehende sie aus deren Leben, zumal aus Carls Familie, kaum hinwegdenken kann.

Gerhart Hauptmanns Trennung von seiner Frau Maria, zugleich eine fortgesetzte Störung in seinem Verhältnis zum

Bruder Carl veranlaßte ihn, den Wohnsitz in Schreiberhau aufzugeben, zunächst in Berlin-Grunewald zu wohnen, dann als Frau Gretes Gatte ein neues Heim in Agnetendorf zu bauen, Haus „Wiesenstein", zwei Wegstunden von Schreiberhau auf einem felsigen Hügel unterhalb der „Schwarzen Schneegrube" gelegen. Auch hier habe ich eine Reihe gesegneter Stunden verlebt. Trautes Geplauder am prasselnden Kamin der Diele, mit Gerhart und seiner Frau Grete, die hinreißend zur Laute singt und eine seelenvolle Virtuosin auf der Geige ist; auch mit dem klugen Otto Brahm, der für Gerharts Bühnenschaffen ein ebenso warmes Gemüt, wie scharfkritisches Urteil hatte; oder mit Rittner, dem feurigen Darsteller mancher Hauptmannschen Glanzrolle. Auch Spaziergänge durch die Agnetendorfer Landschaft leben mir im Herzen — besonders schön ein Ausflug mit Gerhart und Frau Grete in die Schneegruben, wo wir zwischen Felsblöcken eine grüne Matte mit Anemonen fanden, auf der hingelagert wir im Ausblick schwelgten, auch noch ein mitgebrachtes Gabelfrühstück genießen durften, dazu köstlichen Moselwein, den der Schneegrubenteich gekühlt hatte.

Die innigsten Werte von Agnetendorf gingen mir auf, wenn Gerhart sein Herz wie in Jugendjahren erschloß, besonders auch wenn er ein neues Werk vorlas oder ein Bruchstück. Er liest nicht theatralisch, sondern mit verhaltener Innigkeit, tief versunken in sein Schauen und meisterhaft charakterisierend. Wie ein berückender Traum baut sich im Zuhörer auf, was der Dichter ersonnen hat. Nein, nicht ersonnen, sondern aus erlebter Wirklichkeit geschöpft und künstlerisch verklärt. Wer in Gerhart Hauptmanns Schicksalen Bescheid weiß, findet in seinen Dichtungen eine Menge Menschen, die dem Dichter Eindruck gemacht haben. Sie figurieren nun verewigt in einer Traumwelt hohen Ranges. Daß sie sich derart umwandeln ließen, macht das liebevolle Beobach-

ten, das unser Dichter allen halbwegs interessanten Menschen entgegenbringt, besonders seinen Freunden und Allernächsten.

Nicht minder bedeutsam war für Gerhart Hauptmann, was ihm die Natur und Bevölkerung des Riesengebirges gab. In Dichtungen, wie „die versunkene Glocke“ und „Pippa“ leben Stimmungen der Landschaft und Motive aus dem Volksleben. Die innige Versenkung in sein Schlesiervolk hat dem Dramatiker herrliche Gestalten vermittelt. Ich nenne das deutsche Mägdlein Hannele mit seiner knospenden Liebe und seiner kindlichen Märchenträumerei, auch den halbwilden Waldarbeiter Mattern, den jungen Schulmeister, die Barmherzige Schwester und das gezierte Dorfschneiderlein. Aus dem Milieu der Josefinenhütte erwuchs das Glashüttenmärchen von Pippa. Ich kann nicht umhin, mit Pippa einen Traum in Verbindung zu bringen, den mir früher mal — es war 1893 — Gerhart Hauptmann erzählt hat: Von einem Mädchen, das mit anmutigen Tanzgebärden rings alle Männer bezauberte, und es waren ruppige Kerle und Greise sowohl wie Lebemänner, bis sie schließlich einander die Hände reichten zum „Schunkelwalzer“, rings einen Kreis bildeten um die Angebetete und in schaurigem Liebeswahnsinn nach der Weise: „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion“ die Worte sangen: „Das ist das schöne Mädchen mit dem Himbeerhaar, dem Himbeerhaar. . . .“

Wie leibhaftig im Riesengebirge Gestalten aus Hauptmanns Dichtungen herumlaufen, zeigte eine Dilettantenaufführung vom „Fuhrmann Henschel“ in Schreiberhau — schlichte Einheimische spielten die Rollen, und zwar, wie Gerhart Hauptmann versicherte, zum Teil mit einer Echtheit, wie sie kaum einer Meisterbühne Berlins gelingt.

Der Idee des Dichters, eine Hauptmann-Bühne im Riesengebirge zu schaffen, wünschte ich mit Dringlichkeit, sie möge

Verwirklichung finden und möge Darsteller aus dem Volke heranbilden, ähnlich wies in Oberammergau möglich war. In diesem Plane sehe ich noch einen besonderen Kulturwert: Die Kunst soll ins Volk eindringen; doch nicht bloß aufnehmend soll es sich verhalten, sondern zum Mitwirken hingerissen werden. Dem antiken Griechentum bedeutete das Drama einen Kult, eine Art religiösen Erlebens. Die moderne Bühne steht dem Publikum wie ein Bild gegenüber, gewissermaßen durch eine Kluft getrennt, so daß hier Faustens bedauerndes Wort am Platze wäre: „Ein Schauspiel, aber ach, ein Schauspiel nur!" Soll die Kunst tiefstes Erleben werden, so muß sie den ganzen Menschen ergreifen, auch seine Betätigung, indem er mitwirkt: chorhaft, liturgisch, kultisch.

Die Bühne in der Landschaft von Schreiberhau sollte den kultischen Charakter der Volksfeier haben, religiös-künstlerischer Ausdruck des ewigen Schicksals sein, wie es im deutschen Gemüte auftritt, besonders in dieser Natur, unter diesen Leuten. Sie könnte wirken als ein Altar der Heimatkunst in dem die Natur des Riesengebirges all ihre Seele zusammenschließt und gipfeln läßt. Außer Gerhart Hauptmanns Stücken könnte auch das Schaffen seines Bruders Carl berücksichtigt werden — ebenfalls hin und wieder ein altes Stück, wie die „Dornrose" von Gryphius.

Auf eine baldige Durchführung dieses Planes läßt sich nicht hoffen in diesen Jahren der Not. Doch ich bitte das deutsche Volk, diese Idee nicht zu vergessen. Wenn Gerhart Hauptmann Aussicht auf Verwirklichung erhielte, so wäre das eines der würdigsten Dankeszeichen, die Deutschland seinem Dichter zum sechzigsten Geburtstage darbringen kann. Feiern wir ihn nicht bloß in Worten, sondern im Sinne Goethes: „Was fruchtbar ist, allein ist wahr!"

VON BRAHM ZU HAUPTMANN.

Erinnerungen

Von

Georg Hirschfeld.

Es ist ein eigentümliches Zeichen unserer Zeit, daß man in der ungeheuren Vitalität ihrer Entwicklungsprobleme auf eine bange Sehnsucht nach einstigen Kräften stößt Besonders in den Werdekämpfen der Kunst macht sich diese Bewegung geltend. Man sollte meinen, daß die Katastrophe des Weltkrieges auch den Dichtern einen Acker hinterlassen, so umgewühlt im Tiefsten und Innersten, daß man nur dort stehen mag, wo man steht, und den Pflug nur in die täglich sichtbar werdenden Furchen lenkt. Es hat sich freilich in den Kriegsjahren und bis heute ganz toll und bunt geregt, es regt sich noch immer von kühnen und seltsamen Kräften, aber während das Auge so gesättigt wird, daß Überdruß es trübt, und das Ohr soviel vernimmt, daß es Schmerz empfindet, bleibt der Sitz aller Sinne unbefriedigt. In dem vielgestaltigen Werden erblickt die Seele nicht, was sie braucht, die Stimme ihrer Not und das Feuer ihres Blutes.

Talente bringen uns nicht weiter. Sie wollen sich von der Zeit beschenken lassen — nur der Genius schenkt sich selbst der Zeit. Der Prozeß seiner Geburt mag jetzt erschwerter sein, als je, denn die Erbschaft, die er antritt, ist zu groß, und wir wissen, daß das Genie jede Erbschaft

bewältigt, indem es sie umformt. Dies scheint in unserer Zeit der Einzelgestalt nicht mehr gegeben zu sein. Schon trübt sich der alte Glaube, den Goethe noch gepriesen, der Glaube an die einzig rettende Persönlichkeit. Unentwirrbar wogt durcheinander, was Freiheit braucht und Freiheit verdirbt — unsere Jugend weiß nicht, wo die Persönlichkeit im Recht bleibt, und wo die Allgemeinheit entscheidet. Wir haben noch keine Gesellschaft, die falsche Stützen verlieren, echte gewinnen soll. Man haftet und stürzt sich doch mit verzweifelter Wonne in den leeren Raum. Ein Chaos fühlt der künstlerische Mensch, während der unkünstlerische, materielle, der Bauer dumpf seine Scholle gräbt.

So kommt es, daß aus einer Trächtigkeit ohnegleichen blasse und vergängliche Pflanzen erstehen. Eine wundersame Buntheit, ein berauschender Duft, aber die Wurzeln liegen nicht tief. Was überraschen will, ist schließlich nie das Überraschende. Auf den Präsentierteller drängt sich alles, Mode wird, was eben noch Seelendrang gewesen, und die Kunst, die nicht nach Brot zu gehen behauptet, geht sicherlich nach dem Dollar.

Aber die Stillen und die Reinen, die wissen, was das Volk braucht, weil sie selbst es brauchen, sterben nicht aus. Sie stehen in schmerzlichem Erstaunen vor dem Wirrsal der Zeit und suchen Halt in festen Erinnerungen. Noch wissen sie, woher ihnen die Gabe kommt, sich den Blick nicht trüben zu lassen. Ihre Wurzel ruht in einer Zeit, deren Bewegtheit sich mit den wilden Sprüngen der Gegenwart nicht messen kann. Es war das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, das Deutschland vielleicht den einzig echten Sozialismus gab und deutscher Kunst den leidenschaftlichen Kampf des Einzelnen mit der Gesellschaft.

Dort glaubt man jetzt wieder Klarheit zu sehen. Man

greift zurück, ohne zu verkennen, daß nicht hinter uns liegen kann, was uns vorwärtsbringen soll. Das Unwiderlegliche, das uns aus der Vergangenheit grüßt, ist das Echte. Wir wissen, daß es damals wirklich um Ideen ging, und daß die Jugend litt, um zu siegen. Die Kunst erblühte im reinen Dienst des Naturgeheimnisses. Nur wer ehrlich vor sich selbst und den Anderen war, konnte ihren Tempel finden.

Die Scheelsucht derer, die das Echte nie erkennen, weil sie es nicht in sich tragen, hat jenen Naturdienst als „Naturalismus" verdächtigt. Niemals hat es einen Naturalismus gegeben, als bei den wenigen Doctrinären, denen es auf schulmeisterliche Prinzipien ankam. Die Schöpferischen ließen sich immer nur von ihrem Temperament tragen, sie kannten und kennen nur die Richtung ihres seelischen Gesetzes. Wenn sie diesem folgen, finden sie auch ihre Entwicklung. Naturalismus, Impressionismus, Expressionismus — den ganzen Schlagwortzauber lassen sie kritischen Systematikern, die sich in der Schatzkammer „auskennen" wollen. Sie selbst kannten sich vom ersten Tage aus, auch wenn sie vom Stoff des Seins überwältigt waren. Gerade dann fühlten sie sich als Dichter.

Hierin mag das Zeichen der Periode liegen, an die man jetzt so gern zurückdenkt. Sie kann uns durch Beschwörung nicht helfen nur durch das Vermächtnis ihrer Echtheit. Aus dieser Empfindung erklärt es sich, daß schon in der Zeit, die das deutsche Chaos noch national zusammenhielt, eine echte, ach so seltene Liebe auf einen Dichter sich sammelte. Man fühlte nun erst, was man an Gerhart Hauptmann hatte. Der Genius, der unserem Drama am Abend des neunzehnten Jahrhunderts erschien, ist er am Morgen des zwanzigsten geblieben, kein gleichwertiger folgte ihm. So schritt er, ein Führer durch Bestimmung, nicht durch Willen, mit uns in Deutschlands Not. Wer ihm Treue

hält, weiß um Treue. Es ist ein gutes Zeichen jedes Baccalaureus, wenn er schließlich doch Respekt vor Hauptmann hat. Aus solchem Most wird Wein werden. Man darf für den kommenden Herbst auf ein schönes Bild hoffen: zu Gerhart Hauptmanns sechzigstem Geburtstage werden ihm die Jünger deutscher Kunst aus allen Lagern huldigen.

Doch was er ist, offenbart sich am tiefsten in dem, was er war. Die Sehnsucht unserer Tage nach der Zeit, die seine besten Werke werden ließ, ist die Sehnsucht nach einem echten Dichtergenius. Es kommt immer nur darauf an, daß es einem Manne um Alles geht. Gerhart Hauptmann und seinen Gefährten war die Kunst dieses Alles. Heute könnten noch größere Werte solche Banner sein. Doch wenn unsere Jugend umherblickt, will sie die bange Ahnung beschleichen, daß sie gegen die große Ausschließlichkeit der Väter zurücksteht. Die Fülle ist unendlich, aber es gibt bisher nur ein Niveau, keinen Gipfel. Mag die Zeit vor 30 Jahren an sich „kleiner" gewesen sein, aber sie hat ein Profil gehabt, und das ist größer, als das ungeheuer Verschwimmende. Es galt etwas, geistige Werte zu schaffen. Es war eine Seligkeit, jung zu sein.

Ich gehöre zu der Generation, die Gerhart Hauptmann erstehen sah. Er führte mich erkennend an seine Quelle. Sein Schüler bin ich nie gewesen, denn es gibt keine Schule, wo Finden und Fühlen strebende Menschen bindet. Hauptmann sah sich selbst immer als Schüler in der Gotteshalle, wo meine Sehnsucht neben ihm stand. Es ist die große Seligkeit der Künstler, gemeinsam und anders zu sein. Das Gemeinsame ist die ehrlich ringende Zeit, das Trennende die Wege ihrer Wanderer.

So führte auch mich ein eigener Drang auf den meinigen, aber ich denke jetzt mit allen Verstehenden dankbar an Hauptmann zurück. In diesen Blättern möchte ich auf-

zeichnen, was der Südwind der Vergangenheit mir an Erinnerungen zuträgt. Indem ich mich erinnere, kann ich immer besser verstehen, warum die Sehnsucht unserer Zeit nach Hauptmann anschwillt. Ich danke ihr diese Sehnsucht, denn sie gibt auch mir in dunklen Nöten Recht und ermutigt mich, um des Unverlierbaren willen weiterzukämpfen.

Im Jahre 1892 begegnete ich Gerhart Hauptmann zum ersten Mal. Aber es war für unser Verhältnis charakteristisch, daß das Schicksal mich nicht unmittelbar vor ihm auftauchen ließ, sondern durch den kritischen Mittler, der aus seinem wahren Bilde nicht fortzudenken ist: durch Otto Brahm. Dieser seltsame, kluge und gütige Mensch könnte unseren zerrissenen Tagen nahezu ebensoviel harmonischen Halt geben, wie der Dichter, den er kämpfend geliebt hat. Otto Brahm erlebte die deutsche Katastrophe nicht — ihm zum Heil, denn er, der „Spötter", der „Kalte", hätte namenlos unter ihr gelitten. Doch sein Geist war ein Wert, den wir nicht verlieren dürfen, und deshalb begleitet er uns alle auf dunklen Wegen. Auch Gerhart Hauptmann, über dem nun ein großes Licht steht. Seltsame Wandlung der Zeiten — der alte Goethe trauerte sehnsüchtig um den jung entschwundenen Schiller. Der alte Hauptmann wird sich nach dem zu früh gestorbenen Brahm sehnen. Eigentlich müßte der Kritiker den Dichter überleben — hier war es anders gewollt. Aber die kritische Kraft Brahms ist im Grunde das Überlebende. Sie blieb in Hauptmann, und wenn ich ihm jetzt begegne, bindet sie mich noch immer mit ihm.

Ich kämpfte als Zwanzigjähriger den alten Kampf um Selbstrecht, um den intuitiv erkannten Beruf. Mein Vater versuchte mich, wie viele Väter tun, zu knebeln — meine Mutter half mir. Wenn ich meine Jugend jetzt überblicke, erscheint mir nichts so bezeichnend wie die Tatsache, daß

ich auf dem Wege von Brahm zu Hauptmann war und in Wildenbruch meinen ersten Freund gefunden hatte. Dieser Kontrast hätte in den neunziger Jahren gegen mich stimmen können — bei Brahm, dem echten Kritikus, war es nicht der Fall, er nahm es mit gütiger Ironie und wartete — aber in unseren Tagen, die vor allem den Ausbruch dichterischer Temperamente preisen, mag mein erster Konflikt tieferes Verständnis finden. Ich war sehr jung, jünger als alle Mitstrebenden — auf dem ungeheuren Arbeitsfelde, das ich vor mir sah, kam es mir nur auf den reinen Drang der Seele an, und den fand ich bei Wildenbruch ebenso, wie bei Hauptmann. Nicht den Hohenzollern-, nicht den Weberdichter sah ich zunächst, sondern zwei Führer, die sagen mußten, was Gott ihnen aufgetragen. Künstlerisch unterlag dann Wildenbruch. Ich war über ein blühendes Feld getaumelt und stand vor der Tiefe sozialer Fragen, in die auch ich nun niedersteigen mußte.

Dem Rechtsanwalt Paul Jonas, einem Verwandten, dem ich selten begegnet war, wurden meine jungen Kämpfe bekannt. Er war einer der frischen Begründer der freien Bühne, ein Typ des guten Publikums der Zeit — er witterte in mir einen von denen, die sein Freund Otto Brahm suchte. Brahm war nicht nur Leiter der Freien Bühne, sondern trug sich damals schon — mir und vielen anderen unbekannt – mit dem Gedanken, das Deutsche Theater zu übernehmen. Jonas, in seiner schnellen, hilfreichen Art, nahm dem zögernden „Jungen" sein neues Manuskript fort, ein besonderes Schmerzenskind, und schickte es an einem Sommertage anno 1892 an Dr. Otto Brahm, per Adresse Gerhart Hauptmann, Schreiberhau im Riesengebirge. Es war in der schönen Ferienzeit, die ich als Lehrling im Fabrikkontor meines Vaters verseufzte. Sehnsüchtige Gedanken folgten meinem Drama in die große Ferne. Ich

lebte damals in einem Zustande der Zerrissenheit, so arg, daß ich dem guten Jonas davon nichts sagen konnte. Jenes Schmerzenskind nämlich, das Drama „Verloren", ein Vorläufer der „Mütter", war auch bei Ernst von Wildenbruch gewesen und hatte meinen latenten Konflikt mit dem begrenzten Prachtmenschen zu Tage gefördert. Wildenbruch sah mich auf dem Wege zu Hauptmann, Sudermann und — er hätte wohl fast „Konsorten" gesagt. Er zürnte mir nicht, aber er war enttäuscht und erhob seine rührende Warnerstimme. Er wollte mich nicht der lauernden Freien Bühne verfallen lassen.

Ich stand erstaunt vor dieser leidenschaftlichen Abneigung gegen eine Arbeit, die für mein Gefühl nicht anderen Geistes war, als meine früheren, von meiner Beziehung zu Wildenbruch nichts verleugnete. Wie ich schon zuvor erwähnte, sah ich in Hauptmann und Wildenbruch verschiedene, aber nicht feindliche Lager. Vor Sudermann brauchte Wildenbruch mich noch weniger zu „warnen", denn dessen Kunst stand mir ziemlich fern, während ich mich Hauptmann sogleich mit inniger Liebe hingegeben hatte. Das schlimme, fast zerstörende Ergebnis für mich war, daß ich nun in meinem Berliner Gefängnis ganz allein saß, von dem einzigen Verstehenden mich auch nicht mehr verstanden fühlte. In meiner Verzweiflung glaubte ich nun auch bei Brahm und Hauptmann keine Hilfe zu finden. Aber es kam anders, und nun winkte wirklich die Befreiung.

Nach einigen Wochen rief Paul Jonas mich zu sich und zeigte mit einen Brief Otto Brahms aus Schreiberhau. Brahm hatte dort mein Drama „Verloren" gelesen. Er erklärte in seiner kargen, scheinbar kühlen Art, daß er an mir festhalten wolle. Ein Anfang, der ihm wertvoll erschien, war ihm entgegengetreten. Meine glückliche Überraschung steigerte sich noch, als ich bald darauf auch ein Schreiben Ger-

hart Hauptmanns an Jonas erhielt. Auch er hatte mein Opus gelesen, da Brahm es ihm gegeben hatte, und seine jüngere, dichterisch heißblütige Art trat noch entschlossener zu dem unbekannten Kaufmannslehrling.

Es fügte sich wunderbar. Meine Mutter verbrachte in demselben Sommer einige Wochen in Bad Warmbrunn. Ich durfte sie begleiten, denn mein Vater ahnte noch nicht welcher Löwenhöhle ich näherrückte. Hauptmann erwartete mich, und an einem schönen Julimorgen machte ich mich auf den Weg nach Schreiberhau.

Es gibt wohl nichts Herrlicheres für den Mannesbeginn, als von den Flügeln schuldloser Ahnung getragen zu einem Meister zu wandern. Noch heute schnürt es mir die Kehle zu, wenn ich mich der Erinnerung an jenen Morgen hingebe. Um mich herum blühten die schlesischen Wiesen, alles schien leise zu fragen: warum kommst Du so spät? Du weißt doch auch von unserer Art? — alles schien auch zu lächeln und zu nicken: Willkommen! Du hast Dir in tiefer Unterdrückung das Gute bewahrt.

Ich lief in einem Taumel über die Hügel von Schreiberhau. Ein kleiner Junge zeigte mir das Haus des Herrn Hauptmann. Ich kam in meiner Aufregung vom Wege ab, ich stampfte querfeldein, ich versank in feuchten Erdschollen. Nur auf das Dach des alten Bauernhauses war mein Blick gerichtet.

Endlich stand ich vor der Tür. Es war das Haus, in dem die Brüder Hauptmann damals noch gemeinsam wohnten. Aber nur Gerhart war daheim, und ich wurde zu ihm hinauf geführt. Noch sehe ich ihn vor mir in seinem hellen Arbeitszimmer, wie er ein Dreißigjähriger war vor dreißig Jahren. H e l l — das weiß ich noch heute — war vor allem der überraschende Gesamteindruck. Ich trug die schweren, wühlenden Bilder seiner Werke in mir, ich sollte den Schöpfer

von „Vor Sonnenaufgang“, „Friedensfest“, „Einsame Menschen“, „Die Weber“ sehen — und nicht der Träger solcher Lasten trat vor mich hin, kein blasser, gerunzelter Mann, sondern ein beweglicher Jüngling, rosig, mit leuchtenden blauen Augen und geschorenem Blondkopf. Erst als ich ihm gegenüber saß und ihn still betrachten konnte, sah ich die tiefen Züge des unbeirrbaren Kämpfers. Aus seinen Augen sandte ein verborgenes Leidenslicht seine Strahlen. Güte und Durchdringen, letzte Bereitschaft kennzeichneten den Mann.

Er löste meine Schüchternheit, nicht weil er beredt war, sondern weil meine Arbeit in seinem Bewußtsein lebte. Merkwürdig haftete der erste Eindruck von einem h e i t e r e n Kämpfer in mir. Viel später erst erschien es mir als Hauptmanns natürliches Gesetz, daß der deutsche Gestalter bei den Griechen landen mußte. Während ich mit ihm sprach, verschwanden mir die „Weber“ wie eine heilige Selbstverständlichkeit, „Einsame Menschen“ und „Friedensfest“ sah ich nur noch als Schöpfungen des Miterlebenden. Den Hauptmann, den ich kennen gelernt, verkörperte mir die Welt des „College Crampton“. Dabei wusste ich damals noch nicht, daß der Dichter eben von den Spottgeistern des „Biberpelzes“ umtanzt war.

Er offenbarte sich mir als Mensch. Er nahm mir jedes Meister- und Schülergefühl. Ich fühlte mich bei einem Freunde, als ich auf dem breiten Balkon seines Landhauses ihm und Frau Marie, der dunklen, herrlich zwischen Glauben und Schwermut lebenden, gegenüber saß. Drüben lag das Riesengebirge — das Bild war von Goethe'scher Weite, nicht die „Wiege des Naturalismus“, Herz schlug zum Herzen — die Welt lag allen Künstlerhänden bereit.

Dann zeigte mir Hauptmann noch das Schreiberhauer Tal. Wichtel, der treue Hund, lief uns nach, und an Spiel-

kindern kamen wir vorbei, blond und blauäugig, dem Vater gleichend. Nur Ivo, der Älteste, hat den dunklen Blick der Mutter.

Schon lange hatte ich einen spitzen, roten Giebel gesehen, ein abseits und hoch gelegenes Tempelchen, das mich neugierig machte. Jetzt steuerte Hauptmann über das geschwungene Wiesenland darauf zu: „Ich muß Ihnen doch auch meine Baude zeigen" sagte er — das ist „meine Baude" wo ich am ruhigsten arbeiten kann. Aber da schreibe ich nicht nur — da kommt auch noch was Anderes zu Stande."

Es klang fast, als ob er besseres darin sähe. Er schloß die schwere Tür auf, und ich sah kein Schreibzimmer, sondern ein Bildhaueratelier. Fertige Arbeiten und Torsen standen umher. Ich konnte es dem Dichter der „Weber" nachfühlen, wieviel ihm diese gegenständliche Plastik gab. Hier knüpfte er an Breslauer Anfänge an, hier war auch er noch Schüler Cramptons.

Doch von dem Schreibtisch der Dichterbaude hatte man einen Blick auf Gebirge und Tal, dessen Erhabenheit mir unvergeßlich blieb. Schmerz und auch Stolz durchzuckten mich — ich gehörte nicht hierher, ich mußte dem Berliner Fabrikhof seine Zauber abgewinnen.

Aber diese Erkenntnis stützte mich nicht lange. Als ich von Hauptmann Abschied nahm, sah ich ihn im Abendglanz des Erreichten verschwinden — ich selbst war noch der unbekannte, zerrissene Sucher. Je tiefer ich nun um Hauptmanns Wert wußte, desto tiefer auch glaubte ich meinen Unwert zu erkennen. So kam ich, als ich in das untere Dorf Schreiberhau niederstieg, in eine kritische Stimmung. Noch einmal wollte mich Versagen packen. Ererbtes Dunkel zog mich nieder. Es fehlte nicht viel, und ich hätte mich damals von der Zackenbrücke in das tiefe Geröll gestürzt. Solches Ende

hätte einen Hauch von Ewigkeit gehabt. Aber ich gedachte meiner Mutter und kehrte nach Warmbrunn zurück.

Auch die Verzweiflung ist ein köstlich Ding der Jugend. Unter ihren dunklen Flügeln gedeihen starke Dinge. Stärker war ich seit meiner persönlichen Bekanntschaft mit Gerhart Hauptmann sicherlich geworden. Ich wehrte die lauernden Dämonen ab, ich überlistete mich selbst, indem ich mit neuer Zuversicht arbeitete. Segensreich für diese Verfassung war mein erster Besuch bei Otto Brahm.

„Es war Dir nicht gesungen an der Wiege —
Man kam zu Dir auf einer Hühnerstiege!"

schrieb Ludwig Fulda später dem Direktor des Deutschen Theaters ins Gästebuch. Auch ich kam noch auf der Hühnerstiege zu dem Schriftsteller Otto Brahm, Wilhelmstraße 43, Hof, 2 Treppen. Wieviel Licht wurde damals in dieses dämmerige Mietshaus getragen! Hier rief Gerhart Hauptmann, als Brahm ihn bat, sich noch einmal zu ihm zu bemühen: „Für ‚Vor Sonnenaufgang' laufe ich Ihnen um ganz Berlin 'rum!" Hier entwickelte der junge Bauernsohn Rudolf Rittner im Vollgefühl der besten Kunstpraxis seine unermüdlichen Theorien, und Brahm hörte mit geduldigem Schalkslächeln zu.

Ich aber machte bei Doktor Brahm eine starke Kur durch. Er festigte mein Selbstgefühl auf dem ungeheuren Felde der Kunst. Er zeigte mir, daß man nicht überschätzen solle, sondern schätzen, und daß der sich verlor, der allzuviel gewann. So ließ er mich bei Hauptmann und führte mich doch höher, zu dem Genius seines Bekenntnisses, zu Kleist. Er stimmte mir zu, als ich das Glück aussprach, Hauptmann zu besitzen, aber er enthüllte mir auch, wie Hauptmann geworden, und wie Henrik Ibsen sein Ahnherr war.

Auch zu Hauptmanns menschlicher Persönlichkeit führte Brahm mich in ein klareres Verhältnis. Niemand hat Haupt-

mann besser gekannt als er, denn er kannte ihn aus der reinen Hingabe männlichen Geistes. Wenn er über Wunderlichkeiten des Genies lächelte und Vergängliches hinnahm um des Unvergänglichen willen, wuchs sein granitener Ernst vor ihm. Wo Brahm sich bekannte, war reicher Boden.

Durch ihn blieb meine Beziehung zu Hauptmann lebendig. Ich schrieb in drei Nächten das einaktige Drama „Zu Hause", das Hauptmann noch positiver anerkannte. Als Charakteristikum seiner impulsiven Art zu lesen, erwähne ich hier eine Randbemerkung, die er in das Manuskript schrieb. Sie kennzeichnet auch, worauf es seinem Kunstgefühl ankam. In dem kleinen Stück hört der alte, abgerackerte Kaufmann Doergens seinem Sohne zu, wie dieser der eitlen Mutter von seiner Heidelberger Studienzeit erzählt. Der Sohn spricht von der Empfehlung, die ein großer Arzt ihm mitgegeben, und er meint: „Das kann von kolossalem Nutzen für mich sein." Da vergißt der Vater seine Knechtung, die sich sonst vor der Mutter keine Meinung erlaubte — er versteht noch weniger als sie von dem Gewinn des Sohnes, aber sein naiver Stolz, seine sehnsüchtige Genugtuung gehen mit ihm durch. Er wiederholt des Sohnes Wort und ruft dazwischen: „Kolossal!" Hier schrieb Hauptmann an den Rand: „Wunderbar!!"

Im Herbst 92 sah ich ihn wieder. Er wohnte damals bei Brahm, und ich kam vormittags, um auch ihn zu begrüßen. Da lag er aber noch im Bett und schlief seinen kerngesunden Schlaf. Ich saß bei Brahm und wartete, und wir sprachen von dem Gastspiel der Eleonora Duse, das damals Berlin entflammte. Brahm erzählte mir auch, wie Hauptmann von der Italienerin gepackt worden sei. Er wolle sie nun jeden Abend sehen — ein Entschluß, den Brahm noch anzweifelte. In diesem Augenblick krachte nebenan das Bett, es war, als ob ein großer, ungestümer Junge sich darin warf, und

Sigwin

Statuette von Gerhart Hauptmann zu seiner geplanten Dichtung „Germanen und Römer"

ich hörte eine singende, langgezogene Stimme: „Heute Abend gehn wir bei die Duse". Es war bezwingend lustig, diese junge, sich räkelnde Seligkeit zu hören, es war so lustig, weil es aus dem innersten Ernst kam. —

Mein Schicksal entschied sich, als das Jahr 1893 begann. Brahm überzeugte mit Jonas' Assistenz meinen Vater, daß es besser in jeder Hinsicht sei, mich freizulassen. Auch Hauptmann sprach für mich. Mein Vater, der mir einst das „Friedensfest" aus der Hand gerissen und in Fetzen fortgeschleudert hatte, spürte nun doch, daß etwas unheimlich Bedeutungsvolles mit mir vorging. Auch für das Berliner Bürgertum, dem er angehörte, war Hauptmann damals schon ein Faktor — man mußte auf ihn hören. So resignierte denn mein Vater mit der Bemerkung: „Es gibt ja weiße Raben", und beschlossen wurde, daß ich zum Herbst als Student nach München ziehen sollte. Aus dem Kontor wurde ich schon im Frühling entlassen, und die erste Arbeit, die ich freiheittrunken schrieb, war die Novelle „Dämon Kleist". Sie nahm ich im Sommer mit, als ich meine Mutter nach Warmbrunn begleitete.

Nun sollte eine rege Gemeinsamkeit mit Hauptmann für mich kommen, die reichste wohl, die ich erlebt habe. Meine Mutter siedelte mit mir nach Schreiberhau über und ich kam fast täglich in Hauptmanns Haus. Es war eine bedeutsame Zeit des Dichters. Er nahm alle Kraft für sein Bestes zusammen, und das Beste der ersten Schaffensperiode entstand: „Hanneles Himmelfahrt". Außer mir waren damals Felix Holländer und Max Marschalk oft seine Gäste. Der Letztgenannte schrieb die Musik der entstehenden Traumdichtung, und von ihm hörte ich Andeutungen, die mich mit sehnsüchtiger Spannung erfüllten. Lange konnte Hauptmann sich nicht entschließen, das vollendete Werk vorzulesen. Es war ihm heilig einsamer Besitz. Auf Wanderungen

über den Gebirgskamm, durch Wald und Feld ließ seine starke, scheue, indirekte Art nur hervorblitzen, was mit dem Hannele gewollt war. Er begeisterte sich für Fritz von Uhde, zu dem er mich später in München sandte, und aus den Bildern dieses Meisters wehte mich schon der Duft des schlesischen Weihespieles an.

Dann, eines schönen Tages — wir saßen alle im Garten, auch meine Mutter war zugegen — sprang Hauptmann plötzlich auf und rief: „Na, Hirschfeld, möchtest Du's hören?!"

Er brach auf, und wir folgten ihm schleunig, damit die schwer erreichte Stimmung nicht wieder verflog. Oben im Arbeitszimmer saßen wir tief gespannten Freunde, und Bruder Karl, dessen menschliche Pracht ich nun auch kennen gelernt, sorgte für Ruhe. Das war nicht so einfach, denn er selbst war eigentlich der Unruhigste, und der liebe Wichtel bellte unten so beharrlich, als ob ihn Hanneles Himmelfahrt gar nichts anginge. Karl tobte zu dem Hund hinunter — wir dachten, um den armen Wichtel sei es geschehen, aber gewiß wurde er sehr milde stumm gemacht, denn Karl Hauptmann, der weise Stürmer, bezwang sich immer im rechten Augenblick.

Max Marschalk saß am Klavier — auch die Hannele-Musik sollten wir jetzt vernehmen. Frau Marie blieb unsichtbar. Ihr war die Dichtung gewidmet. Sie mußte allein sein, während sie lauschte und in ihre eigene Ferne sah.

Hauptmann las. Es war einer jener Eindrücke, die das ganze Leben begleiten. Noch heute und für immer wohl wird „Hanneles Himmelfahrt" aus dieser allerersten Vorlesung in mir klingen. Ich sah das Werk später oft auf der Bühne, ich habe wohl die besten Darstellerinnen des Hannele (ich denke an Paula Conrad, Stella Hohenfels, Lia Rosen) gesehen — was der Dichter gegeben, war unerreichbar. Hauptmann offenbart sich ganz als Vorleser

— freilich nur im intimen Raum, vor Menschen, deren Eindruck ihm persönlich wert ist — in großen Sälen verfliegt vor seiner Künstlerscheu das Beste. Damals aber gab er uns den Hochgesang der Heimat. Er öffnete die Quelle, die wir zuerst genießen durften. Erschüttert und glückselig traten wir mit ihm auf den Balkon hinaus und blickten auf die abendlichen Berge. Auch ihnen gehörte das Hannele.

Eine zweite Vorlesung des Dichters noch hörte ich in jenen Schreiberhauer Tagen. Als Brahm aus Berlin zu uns hinaufkam, ergab es sich, daß außer dem „Hannele" auch eine Komödie entstanden war, eine Diebskomödie, wie Hauptmann sie auf seiner eigenwilligen Untertitelsuche nannte. Es wirkte zunächst auf mich, als ob das heitere Werk nur „nebenher" geschrieben worden sei, doch als der Dichter es vorlas, sah ich ein Hauptwerk vor mir. Die Vorlesung des „Biberpelzes" blieb mir auch insofern eine merkwürdige, graziöse Erinnerung, als Hauptmann sie besonders für seine Kinder veranstaltete. Ivo und Eckart, die beiden Ältesten, waren dabei. Ich höre noch ihr mitreißendes Lachen. Entgegen dem eigentlichen Element des späteren Bühnenerfolges entfesselte aber nicht der gottgesandte Amtsvorsteher die größte Heiterkeit, sondern der alte Rentier Krüger, dessen groteske Aufregung mit Mutter Wolffens Welt nicht fertig wurde.

Bald animierte Hauptmann auch mich zu einer Vorlesung, und ich wagte mich nun mit meiner Novelle „Dämon Kleist" hervor. Auf dem Balkon, dem meine erste Erinnerung galt, las ich sie. Die Wirkung blieb lange eine Stütze meines Arbeitsmutes. Ebenso charakteristisch, wie seine Vorlesergabe, ist wohl die Zuhörergabe Hauptmanns. Wer ihn im Theater vor Szenen, die ihn packen, gesehen, wer ihn bei Proben seiner Werke beobachtet hat, weiß

das. Er hat sich die naive Hingabe des Empfangenden bewahrt. So konnte er sich vor der weisen Selbstgefälligkeit meines Gymnasialtyrannen Arnold nicht enthalten, kichernd und gebückt aufs Knie zu schlagen, wie ein junger Mensch, der ein inniges Vergnügen empfindet.

Seltsam wechselte in Hauptmann überhaupt das Jugendliche mit dem Alten, ja mit dem ganz Alten. Bei einer Gebirgswanderung war er der blonde Jüngling, der frische, rastlose Kamerad. Aber es ist mir auch begegnet, daß Fremde, die mit ihm an einem Wirtshaustisch saßen, sich zuflüsterten: „Dieser alte Mann ist Hauptmann?" Sein wirkliches Altern hat die Gegensätze dann verlöscht und das ewig Junge hervorgehoben — damals aber kehrte zuweilen sichtbar die Webernot der Vorfahren in seine Züge zurück, und den beflügelten Romantiker schien der Wirklichkeitsfluch zu lähmen.

So wechselte auch erstaunlich und erschreckend der Ausdruck seiner Gemütsbewegungen. Wir sind jetzt an ein mildes, abgeklärtes Hauptmannantlitz gewöhnt — vor Jahrzehnten aber, als die „Weber" ein „verbotenes" Drama waren, konnten diese Augen anders blicken. Ich wohnte damals mit Otto Brahm und Felix Holländer der entscheidenden Sitzung des Oberverwaltungsgerichtes bei. Hauptmann hatte keine Hoffnung mehr, daß die alten Beamten sich gegen Kaiser Wilhelms autokratischen Dilettantismus auflehnen würden. Wir Freunde kamen auch sehr skeptisch zur Verhandlung. Aber die große Überraschung geschah: Preußens höchster Gerichtshof bewahrte seine Selbständigkeit sogar dem Herrscher gegenüber. „Die Weber" wurden zur öffentlichen Aufführung freigegeben. Nun liefen wir sozusagen spornstreichs zu Hauptmann, um ihm die glückhafte Kunde zu bringen. Noch sehe ich ihn vor mir — er öffnete uns selbst die Tür, er kam von der Arbeit, und sein

Blondhaar sträubte sich über dem gefurchten Gesicht. Als er unsere Kunde hörte, kam die zweite Überraschung: er glaubte sie uns nicht. In einer später kaum begreiflichen Ideenverbindung hielt er es für möglich, daß wir ihn „aufsitzen" lassen wollten. Sein Verdacht währte nur einen Augenblick, aber er genügte, daß er mit einer Miene auf uns losfuhr, so drohend und empört, daß ich sie mir heute noch vergegenwärtigen kann. Gleich darauf glaubte er dann die große Freude, umschlang uns und jubelte. Aber der wirre, düstere Augenblick offenbarte, was das eigentliche Geheimnis des Hauptmannantlitzes ist: neben der Priestermilde lebt der Zorn des Empörers, neben der Anmut das Furchtbare —.

Meine Münchener Freiheit kam. Ein Jahr lang, vom Herbst 93 bis zum Herbst 94, sah ich Hauptmann nicht. In München kam ich zu dauernden Kunsterkenntnissen, im stillen Schliersee schrieb ich die wilde Beichte vom „Bergsee". Dann wieder in Berlin, als zielbewusster Student, entwarf ich „Die Mütter". Es zeigte sich nun doch, daß Hauptmann zehn Jahre älter war als ich. Als Kamerad fand ich mich zu Gleichalterigen — Christian Morgenstern, Friedrich Kayßler und mein Bruder, durch dessen frühen Tod Deutschland einen Musiker verlor, schlossen den Kreis. Später trat noch Max Reinhardt dazu. Aber Otto Brahm hielt die Brücke, über die ich immer wieder zu Hauptmann kam. Das Deutsche Theater Brahms siegte nach schweren Anfangskämpfen. Mein eigener Erfolg gab mir die Sicherheit, zu den Männern, die nun führten, zu treten. Ich kam in Theodor Fontanes wohltätige Alterssonne, ich wurde Moritz Heimanns und Rudolf Rittners Freund, und andächtig ließ ich mich von den schönen Genien einer anderen Welt, von Josef Kainz und Agnes Sorma berühren.

Hauptmann fand das alte Verstehen mit mir auf Wande-

rungen nun auch in Berlin. Er brachte mich zu Walter Leistikow und ich hatte die Empfindung, als zeigte er mir hier die beste Arbeitsstille. Leistikow war Michael Kramer verwandt, und Arnold Kramer lebte auch in seiner Seele. Sehr wertvoll wurde mir ein Gang mit Hauptmann durch den Berliner Tiergarten, wo er freier als sonst auf den künstlerischen Schaffensprozeß kam. Hier prägte er das schöne Wort vom Schmücken der Braut. Er erklärte mir glücklich erregt, daß ihm jede entstehende Arbeit einer Braut gliche, die zu schmücken der Liebende nicht enden könne. Was war der Schmuck, den Hauptmann meinte? Nicht etwa die „Einzelzüge", die man dem „Naturalismus" vorgeworfen hat, sondern Blüten, die aus dem Organismus des Ganzen kamen und als Schmuck des Baumes wirkten, den der Schöpfer befestigt hatte.

Das stärkste Band mit Hauptmann aber, das, so lange ich leben werde, meiner Erinnerung bleibt, sind die Vorlesungen seiner Werke aus der zweiten Periode, denen ich in Berlin beiwohnte. Auch sie fanden bei dem treuen Mittler Otto Brahm statt. Es liegt in Hauptmanns Natur, und man darf diese Entwicklung nur ernst, nicht tragisch nehmen, daß seine Werke schließlich das Bindeglied der Freundschaft sind. Hauptmann lebt so in seinem Schaffenskreise, daß er allmählich nicht mehr nach Gefährten ruft sondern sie zu sich kommen läßt. Das Mißverhältnis liegt in seiner abgeschlossenen Kraft und der Gefährten Werde, sehnsucht. Auch sie brauchen Dichtereinsamkeit, aber sie können den Meister nicht entbehren und müssen sich, wenn sie ihn wieder haben wollen, zu ihm auf den Weg machen. Dies aber ist mir nicht gegeben. Ich lebe auch in körperlicher Ferne mit einem Geist, den ich liebe, aber ich baue auf die Sympathie der Seelen und lasse mich lieber rufen, als daß ich nachlaufe. An Hauptmanns Ruf nach mir glaube

ich auch jetzt. Hieran kann die reizvollste Verführung der Stunde nichts ändern. Wir bleiben durch das goldene Eisen der Jugend verbunden. Wenn mich aber Trauer um Versäumtes beschleichen will, sage ich mir: Ein großer Bauer bleibt auf seinem Hof. Wenn man bei ihm anpocht, öffnet er freundlich — wenn man fernbleibt, beirrt ihn das auch nicht. Er lebt in seinen Interessen. —

Aber ich wollte noch von Hauptmanns Vorlesungen erzählen. Die erste und für mich merkwürdigste war die des „Florian Geyer". Es mag 1895 gewesen sein — da wohnte Hauptmann in der Rankestraße, der Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche benachbart, deren Glocken dann auch in sein Rautendelein-Märchen hineinklangen. Er führte mich in ein hastig gemietetes Zimmer, das gewiß nicht für das größte Werk des ersten deutschen Dramatikers bestimmt war. Hier türmte sich das Manuskript der Bauernkriegstragödie. Überwältigend zeigte sich mir die Stofffülle, bewundernswert das treue Studium. Hauptmann las mir Szenen aus „Florian Geyer" vor, die später nicht in das Buch aufgenommen wurden. Sie blieben mir als dem Gedruckten ebenbürtig in Erinnerung. Noch war der Plan des Dichters uferlos. Er wollte einen Zyklus von zehn Stücken aus der Bauernkriegszeit schreiben. Nur eines ist daraus geworden, und das gilt für zehn. Die endlich gewonnene Fassung las Hauptmann dann bei Brahm vor. Auch jetzt blieben die Hörer noch in ahnungsvoller Wirrnis. Dieser Eindruck auf Gegenwärtige verstärkte sich verhängnisvoll bei der ersten Aufführung im Deutschen Theater. „Sassa, der Florian Geyer ist tot!" riefen die Schäferhanse des Premierenpublikums. Aber sie kündeten damit nur sein ewiges Leben.

Die Gespenster des häßlichen Streites umhockten Hauptmann noch, als er ein Jahr darauf sein nächstes Werk zu Brahm brachte. Er las uns das Märchen von der „ver-

sunkenen Glocke" vor. Wir fühlten mit freudigem Herzen, daß ihm hier Genugtuung winkte, daß die Radauflöten von damals sich in süße Schalmeien wandeln würden, aber er starrte nur auf sein geheimes Bekenntnis. Nicht der Menge, sondern seiner kämpfenden Liebe gab er die „versunkene Glocke". Ich kannte die persönliche Bedeutung des Werkes, ohne daß natürlich ein Wort zwischen Hauptmann und mir darüber gefallen war. Als ich ihn aber nach der Vorlesung in die Berliner Stadt begleitete, spürte ich, daß sein Weg zu dem lichten Elfengeist ging, und daß er stärker als je auf die Hemmung der alten Moral stieß. Der Schöpfer eines leuchtenden Werkes sah mich traurig an und sagte plötzlich: „Es sind ja doch nur Surrogate".

Ein wundersames Nachspiel hatte die Aufführung der „versunkenen Glocke" für mich. Sie brachte Hauptmann einen stürmischen Erfolg, aber als der Erfolg gefeiert wurde, saß er mir still und abseitig gegenüber. Ich sah ihn an, und tiefe Magie des Blickes verständigte uns. Am nächsten Tage schrieb er mir, ich möchte doch mit ihm und Brahm nach Schreiberhau fahren. Es trieb ihn aus Berlin fort. Nun hatten wir wieder einmal ein paar gemeinsame Riesengebirgstage. Weihnachtsstimmung umhüllte die verschneite Heimat. Es war unsagbar schön und still. Eines Abends spielte ich eine Beethovensonate — nur Hauptmann hörte zu. Er hatte mich um das Spiel gebeten. Ich wußte, daß seine leidenschaftliche Musikliebe eigenes Spiel bitter entbehrte, und wagte mich mit meinem Dilettantismus heraus, weil ja sonst nichts erklungen wäre. Hauptmann aber dankte es mir mit der bezeichnenden Äußerung: „Weißt Du, Hirschfeld, gib mir Dein Klavierspiel, und ich gebe Dir dafür ‚Vor Sonnenuntergang'!"

Ein echtes Winteridyll, zwischen Licht und Dunkel, waren diese Schreiberhauer Tage. Als Brahm und ich mit Haupt-

mann still beisammen saßen, brachte eine späte Post noch eine Buchsendung aus der Welt herauf. Sie entpuppte sich als Henrik Ibsens soeben erschienenes Schauspiel „John Gabriel Borkman", Wir lasen es gemeinsam, Hauptmann, Brahm und ich — wahrlich eine kostbare Wintererinnerung.

Draußen aber, in der blitzenden Sonne des Tages, riß Hauptmann wieder das heiße Leben an sich. Sein junger Elfengeist war gekommen, und wir wanderten, von ihrem Frohsinn befeuert, zum Kamm hinauf. Nun war alles wieder sieghafte Hoffnung. Hauptmann zeigte sich jünger als ich und rodelte mit mir bis zum Zackenfall hinunter. Fern und nahe bist Du, schöne Sausefahrt . . . .

Zuletzt sei noch eine gewaltige Leistung genannt, nicht nur des Dichters, sondern auch des Vorlesers, und da der Mensch gerecht sein soll, auch des Zuhörers. Es fügte sich, daß zwei Werke Hauptmanns, die tief verschieden geartet und doch als Offenbarungen seiner Kraft tief verwandt sind, zu derselben Zeit die Form des Abschlusses fanden. „Michael Kramer" und „Der arme Heinrich" brachte der Dichter nach Berlin mit. Brahm lud die Freunde, deren Anwesenheit Hauptmann wünschte, ein, aber der Tag der Vorlesung sollte nur „Michael Kramer" gelten. Hauptmann las dieses Drama am Vormittag. Wir blieben, von der Dichtung vereint, beisammen, wir wußten, daß wir eines der reinsten Güter deutscher Kunst empfangen hatten. Dann aber, nachmittags, kam die Rede auch auf den „Armen Heinrich". Hauptmann hatte uns die Gegenwart erweitert, Kreuzträger, die mit uns lebten, trugen wir in der Seele — nun lockte es farbig und groß, aus Orient und Okzident gewebt, was seiner Dichterphantasie in Vergangenheitsferne vorüber gezogen. Er war so frisch, und wir waren wieder so frisch — das Wagnis wurde unternommen, Hauptmann las uns an dem einen Tage auch den „armen Heinrich" vor!

Es stand anders um diesen Eindruck, als zum Beispiel um die Wirkung eines Massenprogramms der Musik. Ich erinnere mich eines Berliner Konzertes, wo die Menschen, von Genuß gedunsen, das Deutsche Requiem von Brahms und Beethovens Neunte Symphonie hörten. Dort erstarrte die Kunst in sich selbst. Die beiden Hauptmannwerke folgten einander wie Tag und Abend, sie bildeten eine übermächtige, aber vollkommene Erinnerung. Das Licht des Dichters zog dann weiter zu „Michael Kramers" Generalprobe im Deutschen Theater und zum „Armen Heinrich", den Josef Kainz im Wiener Burgtheater gespielt. Hier saßen holde Mädchen, die nur Blüten und Früchte gekannt, erschüttert vor dem Winter des Mannes. Dort ging die Gemeinde einer wahrhaft christlichen Kunst zu einer stillen Tafel, die mit glühenden Rosen geschmückt war.

Aber ein Künstler ist immer noch reicher, als seine Gaben verwirklichen. Hieran denke man, wenn dem sechzigjährigen Gerhart Hauptmann gehuldigt wird. Ich trage einen Beweis dafür in meiner Erinnerung, den nur noch Rudolf Rittner mit mir teilt. Vor Jahren gingen wir mit Hauptmann durch den dunklen Grunewald. Es war die Zeit des „Fuhrmann Henschel". Da riß er sich plötzlich wieder los vom festen Pflock der Realität, sein Pegasos, Hauptmann bestieg ihn und tummelte ihn vor unsern erstaunten Augen. Von einem ungeschriebenen Werke erzählte er, und Ibsens Skalde hatte wieder einmal Recht: Die ungeschriebenen Lieder sind die schönsten. Für mich besteht das Drama „Wieland der Schmied", das Hauptmann damals erzählte. Fertig, wie ein makelloser Waldbaum, entstand es vor uns. Schade gewiß, daß es kein Buch geworden, aber gesegnet sei der Reichtum, der sich noch verschwenden kann. Es heißt ja sogar, daß Beethovens Phantasien seine geschriebenen Werke übertrafen. Unser Bestes bleibt Staunen und Sehnsucht.

„ATLANTIS"
IN DICHTUNG UND WAHRHEIT.

Von

Dr. Howard W. Church,
Philipps Academy, Andover, Massachusetts.

Eine Stadt von fünfundzwanzigtausend Einwohnern im Osten Amerikas ist schwerlich gar so verschieden von einer der jüngeren deutschen Städte gleichen Umfangs. Man genießt einige Vorteile des Stadtlebens und hat dennoch die Schönheiten des Landes in unmittelbarer Nähe. Zudem hat man die angenehme Gewißheit, daß man nicht bloß eine Zahl darstellt wie in der großen Stadt, sondern eine Persönlichkeit, die unter den Mitbürgern bekannt ist, wie sie ihrerseits fast jeden kennt. Die Ankunft irgend eines hervorragenden Fremden kann daher nicht unbemerkt bleiben. Vor achtundzwanzig Jahren sahen denn auch die Bürger Meridens im Staate Connecticut, einer typisch gebauten amerikanischen Stadt zwei Stunden östlich von New York, einen hochgewachsenen, vornehm aussehenden Fremden mit hoher Stirn, blassem intellektuellem Gesicht, in sorgfältiger Kleidung in Begleitung des dort ansäßigen deutschen Arztes Dr. Alfred Ploetz über die Hauptstraße schreiten.

Am 4. Februar 1894 war Gerhart Hauptmann — denn das war der Fremde — am Dampfer in New York von Dr. Ploetz abgeholt worden. Er war an der amerikanischen Küste so unauffällig gelandet, daß selbst die Deutschen New Yorks eine Zeitlang von seinem Besuch garnichts wußten. Nach einigen Tagen des Aufenthalts in dem alten „Hoffmann-House"-Hotel, von wo aus er die Stadt besichtigte, dabei aber den Lärm und das fieberhafte Treiben abstoßend fand, ging er nach Meriden, um sich mit seiner Frau und Familie dort zu treffen, die schon früher angekommen waren und sich im Hause des Dr. Ploetz besuchsweise aufhielten. In jene Zeit reichen auch meine eigenen Erinnerungen zurück. Noch kann ich mich genau entsinnen, wie ich im Februar 1894 eines Tages die Zufahrt zur deutschen Schule mit Hauptmanns beiden ältesten Söhnen Ivo und Eckart entlang ging. An der Straßenkreuzung stand eine Dame mit anziehendem Gesicht, in dunklem Mantel und mit einer runden schwarzen Pelzmütze, zu der einer der Knaben sagte: „Mama, hier ist unser neuer Schulfreund". Nur habe ich es seitdem oft bedauert, daß ich damals zu jung war, um die Bedeutung dieser interessanten Familie zu erkennen.

Hauptmanns Freunde in Meriden waren naturgemäß an Zahl gering. Durch seinen alten Schulfreund Dr. Alfred Ploetz — den Peter Schmidt in „Atlantis" — kam er in Berührung mit Herrn und Frau Adolf Gerecke, die ähnliche Interessen hatten wie er; darüber hinaus aber hinderte seine kühle und reservierte Art eine Erweiterung seines Bekanntenkreises. Die mangelnde Beherrschung der englischen Sprache schloß ihn vom Verkehr mit einheimischen amerikanischen Familien aus. Aus Lokalpatriotismus bedauere ich, daß Gerhart Hauptmann nicht eine genauere Kenntnis vom Familienleben gebildeter amerikanischer Kreise erworben hat, wie es sich damals in Meriden in den neunziger Jahren

abspielte. Wäre dies geschehen, so wäre vielleicht die Tendenz des letzten Teiles von „Atlantis" ganz anders ausgefallen.

Es ist eine bekannte und feststehende Tatsache, daß Friedrich von Kammacher, der Held seines Romans „Atlantis", Hauptmann selber ist, und daß einige seiner bekannten sozialen Anschauungen hier und da in der Dichtung zum Ausdruck kommen. Der allgemeine Ton des Buches ist überraschend pessimistisch. Friedrich schifft sich mitten im Winter nach Amerika ein, nachdem sein Leben im Vaterland zerrüttet worden ist. Eine Reise über den Ozean zu dieser Jahreszeit ist keine ungemischte Freude, aber voll eigenartiger Schönheit durch die Majestät der stürmenden See, die nur für Friedrich leider nicht vorhanden, trotzdem er von der Seekrankheit verschont bleibt. Er sieht weiter nichts als die furchtbare Gewalt des Ozeans und ebenso düster urteilt er über seine Mitreisenden. Die einzigen Ausnahmen sind Kapitän von Kessel und ein armes überarbeitetes Dienstmädchen, das später die Heldin des Schiffbruches wird. Das wenig Anziehende der europäischen und amerikanischen Passagiere ist so konsequent geschildert, daß es amüsant wirkt. Diese lärmende und unfeine internationale Gesellschaft mit dem Hintergrund des Rauchsalon-Klatsches und der unglücklichen Zwischendeckspassagiere bildet seine Gesellschaft auf der Überfahrt. Der Schiffbruch ist für Friedrich ein weiterer Beweis für die „Urtragik des Menschengeschlechts" und die „unabirrbare Grausamkeit der Mächte". Der Mensch ist nur „dieses insektenhafte Gebilde, dessen Sinnesapparat und dessen Geist ihn gerade nur zur Erkenntnis seiner ungeheuren Verlassenheit im Weltall befähigt".

Obwohl die Lage des Helden die Stimmung der Erzählung teilweise rechtfertigt, erklärt sie doch nicht völlig die

Verzweiflung, welche in dem Werk so ganz und gar überwiegt. Ohne Frage spielt des Verfassers wohlbekanntes soziales Mitgefühl eine große Rolle bei der Abfassung des Buches. Vielleicht auch schrieb er zu einer unglücklichen Zeit, und wahrscheinlich waren seine amerikanischen Erfahrungen so unbefriedigend, daß sie seine Einstellung selbst achtzehn Jahre nach der Reise beeinflußten. Philisterei und Bigotterie hemmten seine Schritte, und er gewann nur ungünstige Eindrücke.

In Meriden also hat er die meiste Zeit seines amerikanischen Aufenthaltes verbracht. Seine Freunde aus der alten Heimat hatten sich kurz zuvor in Springfield in Massachusetts — nicht in Connecticut wie in „Atlantis“ angegeben — niedergelassen, aber genau wie es im Roman beschrieben ist, waren sie im Jahre 1894 mühsam kämpfende Landärzte, die unter den widrigsten Umständen schwer arbeiteten und kaum ihren Lebensunterhalt verdienten. Dr. Ploetz, der jetzt in Herrsching am Ammersee wohnt, lebt noch heute vollkommen seinen Ideen über Eugenik und ist noch immer derselbe wundervolle Idealist, den Hauptmann beschreibt. Zweifellos ist er auch der Prototyp für den Helden von Grete Meisel-Hess' „Die Intellektuellen“. Frau Dr. Pauline Ploetz-Rüdin, einer entzückenden und gebildeten Frau, widerfährt als der Gemahlin von Dr. Schmidt in „Atlantis“ nicht ganz die gleiche Gerechtigkeit.

Die andern beiden intimen Freunde der Meridener Tage waren die Gereckes. Herr Gerecke, der vor einigen Jahren gestorben ist, war von Beruf Xylograph und aus Neigung Schriftsteller. Dr. Rosenberg aus Ramsey, New Jersey, bereitet eine interessante Abhandlung über Gereckes Anschauungen vor.

Wenn Hauptmann, Ploetz und Gerecke zusammen waren, fanden lange Erörterungen über Philosophie und

Soziologie statt. Dann gab auch Hauptmann seine Zurückhaltung auf und nahm eifrig an der Unterhaltung gebend und nehmend teil. Nicht gern dagegen erwähnte er persönliche Angelegenheiten, und nur wenig äußerte er über seine Fahrten nach New-York, höchstens, daß ihm die Stadt interessant und er mit dem künstlerischen Teil der „Hannele"-Aufführung zufrieden sei. Ein New-Yorker Theater-Agent kam nach Meriden, um Hauptmann zu veranlassen, aus seinen Werken im Madison Square Garden vorzulesen, aber niemand hat erfahren, warum das nicht zu Stande kam.

In der „Atlantis" mietet Friedrich ein Sommerhaus am Ufer des Hanover Sees von dem Apotheker Lamping. Dieser lebte tatsächlich, aber die ganze Geschichte von dem Landhaus und Friedrichs Krankheit ist dichterische Erfindung. 1894 wohnte die Familie Ploetz in einem kleinen Fachwerkhaus auf der West Main Street gegenüber North Sebond Street. Hauptmanns bewohnten mit ihren Kindern einige Zimmer der Ploetz'schen Wohnung im ersten Stockwerk. Außerdem hatte der Dichter ein besonderes Zimmer im obersten, dritten Stockwerk, welches als Studierzimmer diente. Diese Mansarde soll nur dürftig möbliert gewesen sein, mit einem Ausziehtisch, einem Lehnstuhl, dem Holzbrand-Öfchen, das in „Atlantis" auf das erfundene Sommerhaus übertragen ist. Durch Frau Gerecke verhandelte Hauptmann wegen eines besseren Studierzimmers im Hause einer der bekannten amerikanischen Familien. Da diese Leute es jedoch zur Bedingung machten, daß es sehr ruhig sein müsse, keine Möbel gerückt, keine Schuhe auf den Fußboden geworfen werden dürften und um 10 Uhr abends das Haus verlassen sein sollte, so zog er seine Dachkammer natürlich vor. Über seine literarischen Arbeiten während dieser Tage wird verschiedenes erzählt. Damals offenbarte

Hauptmann mit der ihm eigenen Zurückhaltung nur seinen Freunden, daß er an einem Märchenspiel arbeite. Das mag das dramatische Fragment „Helios“ oder das darauf folgende Werk „die versunkene Glocke“ gewesen sein, wie ich annehmen möchte. Aus seinem Fenster hatte der Dichter einen wundervollen Blick auf die untergehende Sonne und die unregelmäßige Linie fantastisch amorpher Zacken des Westgebirges am Horizont. Gerade diese Art Landschaft war dazu geeignet, die Geisterwelt des Dramas anzuregen. Hauptmann unternahm gern Spaziergänge nach dieser Richtung, und in „Atlantis“ beschreibt er die Weinberge der Italiener und ihr Leben im allgemeinen an dem Westrande der Stadt.

Drei Monate lang lebte die Familie Hauptmann bei den Ploetzens und nahm ihre Mahlzeiten in einer Pension in der Cook Avenue ein, die in „Atlantis“ erwähnt ist. Die beiden ältesten Knaben Ivo und Eckart besuchten die Deutsch-amerikanische Schule mit gutem Erfolg. Der jüngste Sohn Klaus muß ein besonders famoser kleiner Kerl gewesen sein. Er schlug sich tapfer mit den jungen Amerikanern herum und war bei den Polizisten und Ladeninhabern besonders beliebt; diese gaben ihm Geschenke und hatten es gern, wenn er zu ihnen zu einem kleinen Schwatz hereinkam. Frau Hauptmann war sehr glücklich in Meriden, da sie ihren Mann anbetete und nach der durch seinen Aufenthalt in Paris notwendig gewordenen Trennung wieder mit ihm zusammen sein konnte. Wenn Hauptmann nicht anderweitig beschäftigt war, verbrachte er viel Zeit damit, Dr. Ploetz bei seinen ärztlichen Besuchen zu begleiten. Während dieser bei dem Patienten weilte, wanderte sein Freund gewöhnlich vor dem Hause auf und ab. Sie erregten allgemeine Aufmerksamkeit durch ihre Gewohnheit, unter-

1. Stadtmissionshaus Meriden (mit Sprechzimmer und Arbeitsräumen des Dr. Ploetz)
2. Deutsche Schule in Meriden
3. Wohnung Gerhart Hauptmanns bei Dr. Ploetz (West Main Street Meriden)

gefaßt durch die Stadt zu gehen, was dort durchaus ungewöhnlich war.

Das Sprechzimmer des Arztes war nicht im Parterre, wie es in der „Atlantis" heißt, sondern im ersten Stock des City Mission Building, mit der Aussicht auf einen dunklen, engen, seitlichen Hof. Das in „Atlantis" erwähnte Straßengepolter kann nicht sehr ohrenbetäubend gewesen sein. Es scheint vielmehr, als ob Hauptmann das Leben und Treiben der Stadt übertreibt, um so eine mehr traditionelle amerikanische Atmosphäre für seine Leser zu schaffen. Das Leben in Meriden hat ihm nicht besonders aufregend erscheinen können, nachdem er gerade zuvor in Paris und New York gewesen war. Eine andere amüsante Ungenauigkeit ist seine Beschreibung des Boston-New Yorker Expreßzuges, der durch die Main Street hindurch saust, ohne daß das Publikum durch Barrièren geschützt sei. „Donnerwetter", sagte Friedrich schnaufend „hier merk ich zum ersten Male etwas von der Tollheit, die spezifisch amerikanisch ist: kommst du unter die Räder, kommst du unter die Räder!" Das ist entweder Vergeßlichkeit oder wiederum ein bißchen amerikanische Übertreibung von seiten Gerhart Hauptmanns, da ich mich dieser Barrièren sehr wohl erinnere, die beim Herannahen eines Zuges herabgelassen wurden. Von der eigentlichen Stadt war nach des Dichters Meinung das Winthrop Hôtel das Charakteristischste, welches als sehr komfortabel mit einem hübschen Eßzimmer dargestellt wird. Noch heute, nach 39 Jahren, ist es ein sehr gutes Hôtel und muß 1894 geradezu als elegant gegolten haben. Über das Leben in der Stadt sagt Hauptmann: „Wenn man hier lebte, so lebte man hier, um zu arbeiten; wenn man hier arbeitete, so tat man es um des Dollars willen, der die Kraft in sich hatte, schließlich von dieser Umgebung zu befreien und eine Epoche des Lebensgenusses einzu-

leiten. Die meisten Menschen, besonders die deutschen und polnischen Arbeiter und Geschäftsleute, sahen in dem Leben, das sie hier führen mußten, nur etwas Vorläufiges. Eine Ansicht, die bei denen sich gallig verbitterte, denen die Rückkehr in die Heimat durch begangene Delikte abgeschnitten war."

Von den Ploetzens spricht Hauptmann folgendermaßen: „Das Ehepaar Schmidt stand in einem entsagungsreichen und schweren Dienst, ohne andere Entlohnung, als die, gerade so weit Nahrung und Behausung zu haben, um eben diesen Dienst fortsetzen zu können: es behandelte arme, eingewanderte Arbeiter, die sich durch den Verdienst in den Christophel-Fabriken des Orts mühselig über Wasser hielten. Das ärztliche Honorar blieb äußerst gering und wurde bei Peters Sinnesart in vielen Fällen nicht eingezogen." Die Ploetzens wurden in Meriden wegen ihrer Freundlichkeit hoch geschätzt. Dr. Ploetz erinnert sich noch mit einigem Ergötzen, wie er die Juden behandelt hat, die zu ihm kamen, weil er ihr Jiddisch verstand, und er amüsiert sich noch heute über ihre wiederholten Versuche, ihn mit falschem Geld zu bezahlen. Die Freunde sollen in Meriden nicht so unglücklich gewesen sein, wie es in „Atlantis" dargestellt ist, obwohl es nicht an Momenten des Heimwehs gefehlt hat. Was die Lage der Arbeiter in den Britannia-Fabriken angeht, so war ihr Los keineswegs unerträglich. Der Lohn gestattete ein verhältnismäßig angenehmes Leben. Eine hübsche Turnhalle gewährte einen angenehmen gesellschaftlichen Mittelpunkt für die Deutschen. Ich selbst war dort Mitglied der Turnerklasse und besuchte die Deutsch-amerikanische Schule mit den Kindern, von denen ich noch heute viele zu meinen Freunden zähle. Ohne Zweifel wurde Hauptmann durch Dr. Ploetz häufig Zeuge von unglücklichen Krankheitsfällen. Kranke sind zum Klagen geneigt, und

diese Klagen mögen einen allzu großen Eindruck auf des Dichters feinfühlige Natur gemacht haben. Auch muß man sich gegenwärtig halten, daß er nicht einen historischen, sondern einen poetischen Bericht seiner Erfahrungen gibt.

Die Umgegend Meridens ist außerordentlich malerisch. Eine Fülle von Felsenhöhen, schimmernden Seen mit Wäldern, Obst- und Gemüsefarmen bilden eine Landschaft, die dem berühmten englischen Seengebiet nicht unähnlich ist. Die Freunde unternahmen gern Spaziergänge in die Umgegend nach interessanten Punkten. Wie in „Atlantis" erzählt wird: „Er (Peter Schmidt) liebt es, gewisse Punkte der hügeligen Landschaft aufzusuchen, an die sich sagenhafte Ereignisse aus den Kämpfen der ersten weißen Kolonisten und Indianer knüpften. An solchen Stellen hielt er sich lange auf, durchlebte im Geiste die Abenteuer der Pelzjäger und das zähe Ringen der Ansiedler und zog nicht selten einen Revolver hervor, um sich, in einer Anwandlung kriegerischen Geistes, im Schießen nach irgend einem Ziel zu üben. Der Friese schoß gut, und Friedrich vermochte es ihm nicht gleichzutun." — Hier ist wiederum des Dichters Phantasie zu erkennen, da man nichts davon weiß, daß einer der Freunde je einen Revolver getragen habe, aber Amerika ohne Indianer und Schießen würde nicht Amerika sein.

Drüben, am südöstlichen Rande der Stadt, ungefähr eine Meile vom Hause der Gereckes, erhebt sich der alte „Meeting-House"-Hügel mit seinen bis in das Jahr 1741 zurückreichenden Grabsteinen. Eines Sonntags nachmittags nach dem Kaffee bei Gereckes besuchten Hauptmanns und Ploetzens diese Höhe und genossen die Aussicht nach den Bergen gen Osten und über die Hügel zum glitzernden Long Island Sund, der 20 Meilen südlich liegt. Diese alten verfallenen braunen Grabsteine mußten der Gesellschaft jene frühere Zeit der Kolonisten ins Gedächtnis rufen, als

Meriden noch ein Jagdgrund für die Indianer war. In „Atlantis" gibt es einen Bericht von einer Schlittschuhpartie den Quinni piac hinauf, einen kleinen Fluß, der den Hanover-See durchfließt. Diese Partie hat stattgefunden; zwar nicht allein und nicht auf Schlittschuhen, aber mit denselben Freunden in zwei Ruderbooten. Östlich von Hanover auf einer leichten Erhebung liegt der in „Atlantis" erwähnte Kirchhof, wo der Vater von Dr. Ploetz begraben liegt. Andere Stätten, zu denen die Hauptmanns pilgerten, waren West-Peak und seine anschließenden Hügelketten, ferner Spruce-Glen mit seinem hübschen Wasserfall nach Süden hin. Hauptmanns Bemerkung, daß es in Hanover keine Singvögel gibt, ist wiederum ein Stück dichterischer Freiheit. Ein halb Dutzend verschiedener Singvögel kommen zum 1. Mai an. Nun sind Hauptmanns am 3. Mai von New-Jork abgefahren und Gerhart Hauptmann und Dr. Ploetz haben Meriden einige Tage vorher verlassen, um der Premiere des „Hannele" im Fifth-Avenue-Theatre am 1. Mai beizuwohnen. So gab es denn wenig Gelegenheiten, Vögel zu dieser frühen Jahreszeit zu hören.

Hauptmann war wahrscheinlich zum Teil die Veranlassung, daß die Ploetzens nach Deutschland zurückkehrten. Ohne Zweifel waren die von ihm ins Feld geführten Gründe seinem ungünstigen Kommentar über amerikanische Zustände auf den letzten Seiten der „Atlantis" ähnlich. Will man seine kritische Einstellung verstehen, muß man in Betracht ziehen, daß Hauptmann seinen Besuch in der unerfreulichsten Jahreszeit machte, daß seine künstlerischen Bestrebungen in New-Jork törichten und verstimmenden Widerspruch erfuhren, daß er in Meriden häufig mit Kranken und Entmutigten unter Fremdgeborenen in Berührung kam, und nicht solche gebildeten und weit gereisten Amerikaner kennen lernte, an deren Gesellschaft er einen Genuß gefunden

hätte. Alle Reisenden erkennen, daß die hervorstechenden Eigenschaften einer fremden Nationalität gewisse unausgeglichene Seiten sind. Im ganzen scheint es nicht ungerecht zu hoffen, daß wir nicht so schwarz sind, wie uns Gerhart Hauptmann malt, und daß er selber glaubt, daß etwas Wahrheit in den Worten enthalten sein mag, die er Peter Schmidt über die allgemeine Erlösung der Menschheit in den Mund legt: „Wir müssen erst alle amerikanisiert und dann zu Neu-Europäern werden."

EIN ERINNERUNGSBLATT.

Von

Hermann Stehr.

Die merkwürdigste und folgenschwerste Täuschung und Verwechselung, der auch manche geistige Menschen teils im Prinzip, teils unter dem Ansturm geballter Ereignisse, verfallen sind, besteht in der Gleichsetzung der Begriffe Gedächtnis und Erinnerung.

Alles, was der Mensch, sei es durch seine Sinne, sei es durch seinen Geist, also von außen oder innen, erfährt, schreibt sich auf einer geheimnisvollen Tafel unverlierbar ein, und zwar nicht nach dem Bedürfnis seines jeweiligen Zustandes also subjektiv, parteiisch, sondern nach den Gesetzen einer Wesenheit, die der Wandelbarkeit der Grundsätze seines empirischen Wesens überlegen, voll einer göttlichen, rätselhaften Objektivität ist. Dieses unbestechliche Archiv, diese wohlgeordnete Bibliothek der Lebensereignisse nennen wir Gedächtnis. Niemand hat die Tafel gesehen, niemand die Hand beobachtet, die darauf schreibt, niemand, auch der stärkste Menschengeist und das umfassendste Weltanschauungssystem vermögen vollkommen den Sinn und die Absicht dieser Hieroglyphensammlung zu überschauen, zu verstehen und restlos für ihre Lebensfahrt zu nützen, obwohl wir die furchtvolle, sicherste Ahnung

besitzen, daß sie sich in unser Leben restlos auswirkt. Sie liegt in einem jenseitigen Licht, das für unsern Verstand als Dunkelheit wirkt, ist so ausgebreitet, daß unsere Bewußtheit, unsere Erinnerung sie nie vollständig zu schauen vermag, mit Ausnahme der grellen Klarheit letzter Augenblicke vor unserm Tode. Sonst, in allen anderen Zeiten unseres Lebens, huschen Bewußtsein und Erinnerung wie ein Scheinwurf über diese weiten Gebiete und heben bald das eine, bald das andere in das Licht unseres Daseins. Allein wie dasjenige der nächtlichen Erde, was außerhalb der Helle des Scheinwerfers liegt, dadurch nicht etwa nicht vorhanden ist, so können wir auch nicht im Ernst behaupten, daß jenes verschwunden und nicht mehr in unserm Gedächtnis ist, dessen wir uns nicht mehr erinnern oder bewußt werden. Plötzlich stehen Dinge und Vorgänge deutlich vor uns, die scheinbar nie in unserm Leben waren, so weit liegen sie in der Zeit zurück; Fertigkeiten, geistige Fähigkeiten sind sicher unser eigen, von denen wir nicht wissen, wann und daß wir sie jemals erworben und besessen haben. Wir werden von einer an Schrecken grenzenden Verwunderung ergriffen, weil wir in solchen Momenten die Größe, Tiefe und Abgründigkeit unseres wahren Wesens erkennen, von dem wir durch unser Bewußtsein und unsere Erinnerungen sehr wenig und nur ausschnittweise manches wieder erfahren.

Wenn ich darangehe, den Scheinwerfer meiner Erinnerung auf die weitzurückliegenden Zeiten des Bekanntwerdens mit Gerhart Hauptmann zu stellen, so tue ich es in dem klaren Wissen des Unterschiedes von Gedächtnis und Erinnerung und verhehle mir nicht, daß gar manches aus dem Lebenskomplex, in dem ich jetzt befangen bin, mit hineinspielen wird. Allein jede Erinnerung ist zugleich Wahrheit und Dichtung. Die Liebe, aus der diese Rück-

schau fließt, verleiht ihr den Wert, sogar eigenen Zweifeln gegenüber, ob alles sich wirklich so ereignet hat, wie ich es jetzt sehe. Aber wir gehen ja immer zwischen Schatten hin und sind selbst nichts mehr, da unser eigenes Wesen uns immer ein Geheimnis bleiben wird vor den Augen, mit denen wir sehen, und dem Verstande, mit dem wir es denken.

Das Eintreten Gerhart Hauptmanns in mein Leben bedeutet für mich eine Epoche und kann in seinem Umfang und der Tiefe der Wirkung nur aus der Lage meines damaligen Daseins voll erkannt werden. Deswegen bin ich gezwungen, darüber ausführlicher zu sprechen.

Ich war, wenn ich es mir recht überlege, eigentlich aus einem jugendlichen Mißverständnis in den Beruf des Volksschullehrers geraten. Dieser Stand, der damals noch mehr als heut ein staatliches und kirchliches Zwitterwesen bedeutete, hatte seine Enge schon in der Ausbildungszeit auf das drückendste auf mein Wesen wirken lassen, so daß ich auf Grund meiner hartnäckigen, leidenschaftlichsten Gegenwehr gegen dieses Mucker- und Pedantentum schon in meinem ersten Posten eine Strafstellung erhielt. Meine Zweifel an den Glaubenssätzen der katholischen Kirche hatten mich in einen Konflikt mit dem geistlichen Religionslehrer des Seminars gebracht, meine Lebensunruhe stieß alle knöchernen Lehrer feindselig ab und meine freie politische Gesinnung hatte mich sogar in die Anfangsstadien eines Majestätsbeleidigungsprozesses verwickelt. In dem kleinen polnischen Nest auf der rechten Oderseite in Mittelschlesien sollte ich geduckt und zur Raison geführt werden. Die Gewaltkur dauerte 5 Monate und nutzte nichts, sondern vertiefte nur meinen Widerstand gegen das Pfaffentum und die lebensleere Verfügungsmaschinerie. Da ich meine Berufspflicht mit eiserner Konsequenz erfüllte, konnte man mich nicht

entlassen, sondern schleppte mich von einem kleinen Dorf ins andere, bedrückte, maßregelte, mißachtete mich und gab mir endlich eine feste Anstellung in dem kleinen, weltverlorenen Pohldorf im Kreise Habelschwerdt, meiner Vaterstadt, hoch oben im Gebirge, einen Büchsenschuß weit von unabsehbaren Wäldern, in einem Schulhaus zwischen zwei Dörfern, todeinsam, verlassen, unter dem kirchlichen Patronat zweier Pfarrer.

Ich dichtete seit dem 19. Jahre, und zwar heimlich, um dem Spott aus dem Wege zu gehen, der sich in bitterster Geringschätzung gegen die aufmachte, die so eitel oder unvorsichtig waren, auch nur ein Zipfelchen von dem sehen zu lassen, was alle Welt Narrheit oder wenigstens kindische Alfanzerei nannte. Ich dichtete und hatte mich mit einer ins Sonnenhafte, Menschenhohe und Unvergängliche hinaufstürmenden Zukunft so sicher getröstet, daß ich meine ganze Selbstbeherrschung gewaltsam zusammenreißen mußte, als man mich gleichsam auf einem Steinhaufen am Walde anschmiedete. Ich kann mich der ersten Nacht in dem alten, lieben Holzhause unter der Kapuzinerplatte noch wohl erinnern. Der Oktoberregen prasselte durch die schwärzeste Nacht an die Bretter der Wandverschalung, die Zweige der beiden mächtigen Linden fegten im Sturm über das Schindeldach und das Wasser des großen Steintroges vor der Tür verfing sich in dem engen, hölzernen Abflußrohr mit gurgelnden, ja so todesängstlichen Lauten, als ob ein Kind erwürgt würde. „Das bin ich, das ist meine Seele, die man hier in der Öde erdrosselt“, sagte ich fast verzweifelt in mich hinein, wühlte mein Gesicht in die Kissen und schluchzte los, bis mich der Nachhall meines lauten Weinens in dem leeren Raum zur Besinnung brachte, daß ich die Zähne ingrimmig aufeinanderbiß, mich wegen Memmenhaftigkeit ausreichend beschimpfte und trotzig und trockenen Auges einschlief.

Als ich mich des anderen Morgens erhob, hatte sich meine Widerstandskraft vertieft, war in ihrem wertvollsten Teil aus der Umklammerung meiner peinvollen Lage entrückt und ich betrachtete die Situation, in der ich mich befand, als eine geheimnisvolle Fügung des Schicksals, das die Widersacher meiner Welt gleich Hämmern benutzte, um mein Wesen und mein Werk — an beides glaubte ich mit der ganzen Inbrunst meiner siebenundzwanzigjährigen Jugend — von allen Schlacken rein zu schmieden. Schön, habt ihr mir einen Stein zwischen die Zähne gehauen, so will ich anfangen, ihn zu zermalmen und zu kauen und nicht aufhören, bis er zu süßem Brot geworden ist! Genau so dem Sinn nach, wenn auch wohl mit anderen Worten, redete ich zu mir und verstieg mich sogar im Überschwang, diesen damals ganz weltverlorenen Weltwinkel mein Patmos zu nennen und zu meinen, habe man mich dieser Ehre für würdig erachtet, so sei ich verpflichtet, mich auch als ein neuer Johannes zu erweisen und den Menschen eine neue Offenbarung zu bringen. Und ich tat gut und klug daran, mich so gleichsam außenirdisch zu festigen und mein Leben auf glänzende Wolken der Einbildung zu gründen; denn die Umstände meines Daseins waren hart und unbarmherzig und die Menschen waren es nicht minder.

Mein jährliches Gehalt betrug 810 Mark, für das Vierteljahr also 202.50 Mark, den Monat 66.70 Mark und den Tag 2.23 Mark. Dafür hatte ich als einziger Lehrer 135 Kinder aller Jahrgänge zu unterrichten, weil man kurz vor meinem Antritt die zweite Lehrerstelle aufgehoben hatte, weil sie nicht genügend ausgenutzt werden konnte. Da ich noch unverheiratet war, mußte ich einen eigenen Hausstand gründen; denn die Wirtshausexistenz haßte ich und wegen der Abgelegenheit des Schulhauses war im Winter eine Verpflegung aus dem Gasthaus unmöglich. Mit 120 Mark ge-

borgten Geldes kaufte ich eine Wohnstuben- und Küchen einrichtung und mietete für 8 Mark den Monat eine ältliche Witwe als Wirtschafterin. Aus Stolz verzichtete ich auf die Hilfe meines Vaters, der sie hätte wohl leisten können, und ließ es mir nur gefallen, daß man mit einigen abgelegten Möbelstücken meinen Hausrat ergänzte. Ich war genötigt, meine Pfennige bis zum Heißwerden zu wenden, brachte es aber fertig, wie, ist mir heut noch ein Rätsel, im ersten Jahr meinen Gläubiger zu befriedigen und mich frei und ohne neue Verbindlichkeiten zu erhalten, denn nichts haßte und fürchtete ich so sehr als Schulden.

Als mein Gehalt durch die erste fällig gewordene Besoldungszulage auf etwa 1000 Mark erhöht worden war, heiratete ich das Wesen meiner Wahl und meines Schicksals, die mir die tiefste Liebe ins Haus brachte, aber außer der Bereitwilligkeit und Eignung zu tätiger Arbeit mit keinen Reichtümern gesegnet war. Neue, größere Sorgen zogen in mein einsames Heim, der Tod und nie abreißende Krankheit der Kinder und meiner Frau So mußte das Geschäft der raffiniertesten Division meines Einkommens noch weiter vervollkommnet werden, und da ich von der Art war, mein Wohlergehen nach dem Maße des Wohlergehens der mir anvertrauten Menschen zu bewerten, blieben mir als Taschengeld für das Vierteljahr meistens nur fünf Mark übrig, so daß ich lange Wochen ohne einen Pfennig im Beutel mich tummelte. Und ich tat das rüstig und unverzagt. Die Schwere meiner Existenz drückte, aber erdrückte mich nicht. Ich war zuversichtlich und heiter und verschacherte mich nie um des Erwerbes halber an irgend eine Art der Unwürdigkeit. Ja, je härter das Leben wurde, desto härter, kühner, freier packte ich es an und hörte auf keinen anderen Richter als den in meiner Brust. Bäuerliche Dumpfheit und Enge umgaben mich, kümmerliche

Dienerseelenhaftigkeit meiner Amtskollegen, Überheblichkeit und Geringschätzung der sogenannten Respektspersonen meiner Umwelt und stetes Mißtrauen, ja Feindseligkeit meiner Vorgesetzten, zu denen sich auch die Geistlichen rechneten. Politisch und kirchlich war ich weit nach links orientiert und machte aus den wohl verarbeiteten Maximen meiner Gesinnung nicht nur kein Hehl, sondern trat überall am rechten und unrechten Orte leidenschaftlich für meine Überzeugung ein, ohne je zu fragen, ob es mir nütze oder schade. Sicher überschritt ich im Dienst dieser Wahrhaftigkeitssucht oft die Grenzen der Freimütigkeit, ging in meiner brausenden, kecken Art von der Verteidigung zum Angriff über und verletzte unnötig manchen Wohldenkenden, der wie ich, nur im stillen Kämmerlein und vorsichtig, das hohe Menschenideal liebte, für das ich offen und ohne Visier kämpfte. Ich war in jener Zeit überzeugter Darwinianer, heftiger Gegner des Offenbarungsglaubens, richtete meine Widersacherschaft gegen alle politische Bevormundung durch staatliche Behörden und trat für die reine Staatsschule und ihre Trennung von der Kirche ein. Es galt für mich, ein neues, hohes, selbstverantwortliches Menschentum heraufführen zu helfen.

Kurz gesagt, ich war mit meinen 30 Jahren, als verheirateter Mann noch ein Jüngling, und die leise Ahnung, die mich manchmal nicht bloß im Traum, sondern in wachsten Momenten beschlich, die Ideen, für die ich mich kämpfend einsetzte, seien nur Kulissen, die einmal verschwinden würden, unvollkommene Symptome einer noch zu erringenden tieferen Wahrheit, diese leise Ahnung schmälerte in nichts meine Kampfbereitschaft. Vielleicht würden meine Gegner sich und mir genützt und manchen Fehler, manchen Übergriff, viel Bitterkeit und viele tiefen Wunden verhütet haben, wenn sie meinem Geist ihren Geist entgegengesetzt

hätten, so aber griffen sie zu den untauglichsten Waffen, die es im Streit der Meinungen geben kann, zu Verdächtigungen und Verdrehungen, zu Gewaltmaßregeln und Unterdrückungen.

Ich wurde der sozialistischen Gesinnung von meiner Behörde bezichtigt und sah mich genötigt, die Disziplinaruntersuchung gegen mich zu beantragen. Die Kirche kämpfte erst durch den Beichtstuhl gegen mich, dann streute sie aus, ich verkündige Irrlehren im Religionsunterricht, meine Kollegen leisteten Zuträgerdienste in den behördlichen Amtsstuben und auf den Pfarrhöfen, die Kinder meiner Schule wurden von den Geistlichen zu Spionagediensten gegen meine Häresie abgerichtet, auf den Kanzeln wurde ich als Gottesleugner so gebrandmarkt, daß mir das liebe, kindhafte Volk aus dem Wege ging, und endlich war die Regierung durch den jahrelangen Verleumdungsfeldzug so weit gebracht worden, über mich auf ein halbes Jahr die geheime Polizeiaufsicht zu verhängen. All das spielte sich drastisch, dramatisch ab und meine Gegenwehr war nicht minder eindrücklich, voll Ironie und schärfstem Zugreifen; aber den Roman jener Zeit schreibe ich ausführlich an anderer Stelle. Hier berühre ich alles nur, soweit es die Situation beleuchtet, daß das Eintreten Gerhart Hauptmanns in meinen Lebenskreis als so bedeutsam auch anderen erscheinen kann, wie es mir in der Tat gewesen ist. Hatte die Kirche anfangs nur auf meine Verdrängung von der Stelle, an der ich wirkte, hingearbeitet, war mein Fall anfangs nur eine Angelegenheit meiner beiden Pfarrer gewesen, nun hatte sich alles so entwickelt, zugespitzt und vertieft, daß die Pfarrkonferenz der ganzen Grafschaft das Anathema über mich aussprach, daß auf die Vernichtung meiner Existenz hingearbeitet wurde. Freunde verließen und verrieten mich, nirgends war ein Mensch, der mir Verständnis und Wohl-

wollen entgegenbrachte, und ich suchte auch keinen mehr. Der Wald, die Einsamkeit, das waren meine einzigen Freunde. Indessen gingen Sorge und Tod um das graue, verlorene Holzhaus am Bergeshang, klinkten an der Tür und trugen manchen Traum, manchen schönen Menschenglauben und ein Kind um das andere hinaus. Wie in einem Käfig mit unsichtbaren, aber engen Gitterstäben saß ich gefangen. Wenn ich mich nur bewegte, so stieß ich an und verwundete mich.

Wohl alle Menschen, mit denen ich damals durch Kampf oder freundhafte Neugier in Berührung kam, mögen in mir einen Unbegreiflichen, aus den Angeln Gehobenen, Streitsüchtigen, wohl gar Verrückten gesehen haben; denn all diesen Leuten verwahrte ich den Zugang zu der Atmosphäre, in der mein Wesen einsam, verborgen recht eigentlich lebte. Je unbarmherziger das Leben auf mich einschlug, desto unverbrüchlicher, inbrünstiger verschrieb ich mich den Himmeln, die ich in mir trug, und alle Anklagen, alle Unrast, alle Enttäuschungen legte ich zur Entscheidung dem jenseitigen Gericht der Göttin vor, der ich diente, der Dichtkunst, und rang um ihren Segen, um die Bestätigung und das Recht für ein Dasein, das mir die Ahnungen als möglich, meine Sehnsucht als notwendig und meine Hoffnung als gewiß vor ein inneres Auge stellte. Das Rätsel des Lebens, das Geheimnis des Menschenwesens galt es zu entziffern. Den Schleier von dem verhüllten Bild mußte ich wegziehen. Ich mußte es und sollte ich darüber zugrunde gehen, wie tausende vor mir. Aber ich dünkte mich aus Stahl. Mich würde es nicht zerschmettern. So jagte ich nach der geheimnisvollsten Lebensgestalt unter den Menschen, nach allen Regungen meines Innern. Alle Nächte saß ich bis gegen den Morgen, verbrannte Stöße von Gedichten, häufte neue an und ließ sie nach einiger Zeit wieder lachend in

Feuer aufgehen. Daneben las und studierte ich alles, was sich erreichen ließ, Geschichte, Pädagogik Philosophie, Religionsgeschichte, Englisch, Literatur und wieder Literatur, wahl- aber nicht ziellos, obwohl ich meinem Weg nur wie einem geheimnisvollen Führer im Dunkeln nachging und die Berührung mit der Öffentlichkeit mit fast mimosenhafter Ängstlichkeit mied. Die Verbindung mit einer kleinen literarischen Vereinigung Breslaus war jahrelang das einzige, enge Guckfenster in eine ferne, große, hohe Welt aus meiner Abgeschiedenheit. Meine Kenntnis der Literatur reichte eigentlich nur bis 1860. Von Gerhart Hauptmann hatte ich nur wenig aus dem „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" gehört, das damals von Karl Bleibtreu geleitet wurde. Durch dieses Blatt erfuhr ich von der „Revolution der Literatur". Kaufen konnte ich mir nicht eines der Werke, weil ich zu arm war. Wilhelm Walloth, Karl Bleibtreu, Conrad Alberti, Sudermann, Gerhart Hauptmann, Detlev von Liliencron, alles waren mir nur leuchtende Namen, die mir aber das Recht zu dichten gaben, eben weil sie ja noch lebten wie ich selber, wenn auch von meiner Einbildung in königliche Höhen gehoben. Und ich fuhr fort, meine Geheimnisse so wichtig zu nehmen, wie meine Erkenntnisse, mich mit einem Maß zu messen, das nur von mir entlehnt, doch mitleidsloser war, als irgend ein abgegucktes und das mich Stufen trieb, die ich nur sah, in Daseinsgegenden führte, die nach meinem Dafürhalten noch unbetreten waren. Und keinen fand ich, der mich in diesem geistigen und dichterischen Abenteuerleben beraten hätte, weil ich aus Stolz und Scheu mich niemand anvertraute.

Indessen verknoteten sich meine äußeren Lebensverhältnisse fast bis zur Unerträglichkeit, und weil alle Bewerbungen um eine andere Stelle erfolglos blieben, drang ich mit um so

gespannterer Hartnäckigkeit auf die Befreiung aus den Fesseln durch mein dichterisches Talent. Ich kehrte mich von dem Gedichtemachen ab und unternahm es, die Geheimnisse des Menschenlebens, die mich Erfahrung und Beobachtung gelehrt hatten, durch zwei Erzählungen darzustellen. Dann ließ ich mir vom Breslauer Generalanzeiger ein Verzeichnis der bedeutendsten Verlagsanstalten Deutschlands senden. Die Verhandlungen mit W. Friedrich in Leipzig zerschlugen sich, J. P. Lehmann-Berlin, der zweite in der Reihe der elf Verleger, war eingegangen. So strich ich die beiden Namen auf dem Zettel und sandte mein sauber geschriebenes Manuskript an den dritten, den Verlag S. Fischer in Berlin, von dem ich auch nicht mehr wußte als von Patagonien, nämlich nichts, außer daß Gerhart Hauptmann dort seine Bücher herausbrachte. Im Mai 1896 sandte ich es ein. Fünf qualvolle Monate vergingen. Je länger ein Bescheid ausblieb, desto mehr hoffte ich nur noch aus Furcht und wagte kein Erinnerungsschreiben, um die immer blasser werdende Chimäre nicht vollends zu zerstören. In dieser höchsten inneren Not erhielt ich von S. Fischer einen Brief, der mir in solch anerkennenden, ja bewundernden Ausdrücken die Annahme des Buches anzeigte, daß ich, aus der Tiefe und schwärzesten Nacht in die Höhe und ans Licht hinaufgeschleudert, nach dem Überfliegen der ersten Worte vor Glück nicht mehr sprechen konnte, die Stube verließ, weil ich fürchtete, das Haus müsse einfallen, und drunten im Schulhofe unter dem hohen Herbsthimmel das Schreiben zu Ende las, das mich verfolgten, lebenslangen Häftling in Freiheit, Ehre und Sonne brachte und meinem Selbstglauben Recht gab. Seit jener Stunde weiß ich, daß Glück so furchtbar erschüttern kann als Schmerz; denn die Welt drehte sich vor meinen Augen, der Himmel tanzte über mir und erst nach einer halben Stunde war ich fähig,

wieder zusammenhängend und verständlich zu meiner Umgebung zu sprechen, die nun wirklich geglaubt hatte, ich sei verrückt geworden. Nun wohl, ich war es auch, wenngleich in der seligsten Weise, weil alle verschwiegenen zurückgedämmten, durch Unterdrückung um so hartnäckiger gewordenen Hoffnungen erfüllt worden waren und mich mit einem glänzenden Stoß der hämischen engen Lebensmisere der anderen entzogen hatten. Zu Moritz Heimann, dem damaligen Lektor S. Fischers, der mein Buch dem Verlage empfohlen hatte, trat ich in nähere Beziehungen, die sich bald in eine lebensvolle, noch unvermindert andauernde Freundschaft entwickelten. Durch seine Vermittelung wurde ich auch Gerhart Hauptmann nahegebracht.

1897 veröffentlichte die „Neue Rundschau“ meine Erzählung „Der Graveur“. Sie schlug die Brücke zu dem Dichter, der nach der Auszeichnung durch den Grillparzerpreis und dem beispiellosen Erfolg der „Versunkenen Glocke“ auf dem Gipfel seines Ruhmes stand. Für mich war mein schlesischer großer Landsmann nicht mehr bloß ein leuchtender Name. Der Verlag, meine Büchernot ahnend, hatte mir sämtliche bei sich erschienenen Werke zur freien Verfügung gestellt. Ich las alles, was von ihm bis dahin erschienen war, von „Vor Sonnenaufgang“ bis zur „Versunkenen Glocke“; ich las die Werke in einer solchen Spannung meiner reizfähigen Sinne, einem solchen Erstaunen vor der göttlichen Bildnerhand eines großen Künstlers, einem solchen Glück an der Heiligsprechung zu den tiefsten und höchsten Geheimnis- und Himmelswerten eines Lebens, von Menschen, die noch Goethe „gemein“ genannt hatte, daß auf diesen Werken aus jener Zeit ein besonderer Schimmer und Zauber für mich liegt. Was ich in vollkommener Abgeschiedenheit für mich allein in meinen Erzählungen erstrebt hatte, hier sah ich es wunderbar, fertig gestaltet, so, daß die Freude und Begeisterung über

das Werk eines anderen zugleich eine Rechtsprechung des eigenen Anfanges, der eigenen Art und Absicht und meiner Pläne war, die energischer, schärfer sich in mir formten. Durch Moritz Heimann, zu dem ich in jener Zeit im Vorfrühling der Freundschaft stand, wurde diese rein geistige Dichterbeglückung über Gerhart Hauptmann auf die liebenswürdigste Art zu dem Beginn einer lebensvollen Beziehung gefördert. Ich selbst würde aus Bescheidenheit nicht gewagt haben, mich dem Dichter zu nähern, der damals mit seiner nachmaligen zweiten Frau und Moritz Heimann sich an den oberitalienischen Seen aufhielt. Der Vorgang, durch den der gefeierte Dichter zu dem ersten Erzeugnis eines Menschen geführt wurde, der, wohl nach den Aufschlüssen des lieben Heimann, hoch in den Bergen, ungekannt und verborgen als Schulmeister lebte, ist nicht nur für mich merkwürdig und bedeutsam, sondern gibt von dem menschlichen Wesen Gerhart Hauptmanns einen so lebensvollen Ausschnittt, daß ich es mir nicht versagen kann, davon einen deutlichen Bericht nach der Erzählung Moritz Heimanns zu geben.

Die Drei hielten sich zu der Zeit in Tremezzo auf. Die „Neue Rundschau" mit meiner Erzählung war eben in die Hand Heimanns gelangt, und er wartete auf einen günstigen Augenblick, sie Hauptmann zur Lektüre zu überreichen, um ihm den Beweis zu liefern, daß er seine Wertschätzung an keinen Unwürdigen verschwendet habe. Ein heiteres Mittagsmahl im Garten des Landhauses war vorüber und Gerhart Hauptmann schien durch den sonnigen Augenblick der Arbeit an seinem „Fuhrmann Hentschel" entrückt und in der rechten Verfassung zur Lesung meines „Graveurs" zu sein. Er stand auf, um sich zur Mittagsruhe zurückzuziehen, nahm das Heft der Rundschau zur Hand, blätterte, las den Titel meiner Erzählung, schüttelte den Kopf, bewegte zweifelnd die Schultern. Damit entfernte er sich über die Terrasse ins Innere

des Hauses und ließ den guten Heimann in Unruhe über den Eindruck eines Erstlingswerkleins zurück, das ihn tief berührt hatte und dem er dieselbe Ergriffenheit in dem hochverehrten Manne von Herzen wünschte. Die Zeit der mittäglichen Siesta dauerte diesmal länger als sonst und erleichterte nicht die Sorge meines Freundes, sondern vermehrte seine Furcht, Unvollkommenheiten und Ungelenkheiten dichterischer Anfängerschaft könnten sich dem ästhetisch reizbaren Meister so schwer aufdrängen, daß er, Heimann, mit seinem kritischen Spürsinn eine empfindliche Niederlage und der von ihm betreute Schützling die Abweisung durch einen Berufenen in dem Augenblicke erfahren könne, da er sich anschickte, aus seiner einsamen Dunkelheit den Weg in die Öffentlichkeit zu suchen. Und wovor Heimann gebangt hatte das schien sich zu erfüllen. Hauptmann trat mit allen Anzeichen lächelnden Spottes auf den Wartenden zu und begann sofort, das eben gelesene Opus so kritisch zu zerpflücken und herunterzusetzen, es so vollkommen in die Kategorie des blutigen Dilettantismus zu verweisen, daß Heimann anfing, traurig und ratlos zu werden, obwohl manch schalkhaftes Aufblitzen in den Augen des Entrüsteten, manch allzu straffes Wort darauf hindeuteten, daß seine leidenschaftliche Ablehnung nur eine Maske sei. Aber kaum hatte Heimann begonnen, Hauptmanns Verurteilung als ein lustiges Versteckspiel auch nur heiter und spielend zu entkräften, so versteifte sich jener um so unversöhnlicher in fast feindseligen Ernst. Keine Gegengründe vermochten das Urteil bedingungsloser Verwerfung zu erschüttern, bis endlich das unbändige Gelächter Hauptmanns den Niedergeschlagenen belehrte, daß er doch das Opfer eines gelungenen Aufsitzers geworden sei. Denn nun wendete sich die Szene, und Hauptmann sprach mit Ausdrücken lebendiger Freude und großer Anerkennung über das eben noch so verlästerte Werk. Ein

Kartengruß mit Hauptmanns eigenhändiger Unterschrift war zunächst das Einzige, was ich von diesem für mich glückvollen Ereignis erfuhr. Die Nebel wichen um mich, die Sonne Italiens funkte als dämmernde Ahnung in meine Verlassenheit und meinem Herzen wurde die selige Berückung beschert, als höre es undeutlich die Stimme eines Gottes aus der Ferne für sich aufklingen, und ich baute emsiger und kühner meine leuchtenden Wolkenschlösser in die Zukunft hinein, einsam wie immer, ohne einen anderen Genossen als meine liebe Frau, die mit mir glückhaft und erschüttert bis ins tiefste Herz für den Großen glühte, der mich eines Grußes gewürdigt hatte.

Nicht lange danach erhielt ich einen eigenhändigen langen Brief von Gerhart Hauptmann selbst, und als ich ihn geöffnet und an der Unterschrift gesehen hatte, von wem er sei, schloß ich ihn wieder in den Umschlag und steckte ihn ungelesen zu mir, denn mein Haus dünkte mir zu eng und klein, das Große ganz und erhaben zu genießen, das mir widerfahren war. Nach Schluß der Schule machte ich mich auf den Weg nach meinem geliebten Träumerplatz, zwei Stunden tief im Walde, unter einer breitästigen, überhängenden Fichte, an einem verwunschenen Waldteich. Dort, die vertrauten Stimmen meiner geliebten Bäume über, den beglänzten dunkeln Teichspiegel vor mir und das lautlose, nur in der Seele hörbare Brausen der weißen Wolken in der unendlichen Höhenferne, dort, ganz losgelöst von meiner bedrängten Erdenexistenz, in der Feier meines höchsten, reinsten Wesens versunken, genoß ich den Brief Gerhart Hauptmanns und in ihm eine so tiefe von Eitelkeit freie Beglückung, die, wenn ich die Wirkung auf eine seitdem verflossene, lange Lebensstrecke abschätze, fast einer Weihe gleichkam, daß alles Schöne und Erfreuliche, was mir seither nicht karg beschieden

war, gegen diese Licht- und Glanzerschütterung nicht aufkommen kann.

Im Abendgrauen kehrte ich heim, und nun genoß ich meine Freude ein zweites Mal, indem ich den Brief meiner Frau zu lesen gab. Im Jahre 1898 erfreute mich Moritz Heimann durch seinen Besuch in meinem einsamen Schulhaus. Seine Erzählungen bildeten meine Vorstellung von Gerhart Hauptmann klarer, sie nahm eine festumrissene Gestalt an und vertiefte sich lebenskräftiger vor allem infolge seines in sichere Aussicht gestellten Besuches bei mir. Damit begann eine lange Periode freudevoller Erwartung, Spannung und glückhafter Unruhe, die sich endlich in eine Art Erschöpfung verwandelte, weil einigemal, bald brieflich, bald telegraphisch seine Ankunft gemeldet wurde, um dann im letzten Augenblicke wieder abgesagt zu werden. Ja, das eine Mal lag gar der Festwein schon im Keller und der Kuchen auf den Strohmatten. Der Erwartete blieb immer wieder aus. Teils war seine Wesensart daran schuld, die, von steter Produktion vielfach beschäftigt, das Leben im Dienst seiner dichterischen Tätigkeit vergewaltigt und so Stimmungen leicht das Gewicht von Grundsätzen einräumt; teils bedrängte ihn damals der Kampf und das Ringen von seiner sterbenden ersten zu seine blühenden zweiten Liebe mit soviel bedeutsamer Unruhe, daß das schnell gegebene Versprechen an einen lastvoll Unbekannten als eine Belanglosigkeit, ja als Laune erscheinen mochte und in dieser ereignisreich inneren Zwiespältigkeit sich nicht Gehör verschaffen konnte. Aber wir übertreiben ja sogar in reiferen, grauen Jahren noch oft, indem wir die Dinge der Welt und der Menschen nach dem Wert bemessen, den unser Zustand für uns selber hat. Wenn ich damals den tiefen persönlichen Sinn der „Versunkenen Glocke" und des „Fuhrmann Hentschel" so genau verstanden hätte wie es heute der Fall ist, wären meine Anfälle von Enttäuschung

bei den angesagten und immer wieder aufgegebenen Besuchen nicht so heftig gewesen. Doch dauerten sie nie länger als ein dunkler, bitterer Ruck, der mich wohl auf Augenblicke erschütterte, aber mich nicht einmal verwandelnd anhauchte, im Gegenteil einen vertieften, gesteigerten Glauben der Bewunderung seiner Größe hinterließ, der gegenüber meine Existenz, mein Schicksal und mein Glück, als eine Nebensächlichkeit nicht in Betracht kam. Ein labiles Herz, das schwächlicher mit seinem Vertrauen auf sich zusammenhängt, hätte wohl leicht durch eine erste Verbitterung Schaden nehmen können; für mich ergab sich die Notwendigkeit, das Peinvolle meiner damaligen Lebensverhältnisse auch nicht mehr so tragisch zu nehmen, sondern als eine bald überwundene Unannehmlichkeit anzusehen. Zudem brachte mir zu Weihnachten die Post eine Kiste mit zehn Flaschen französischen Sekts ins Haus, und ich nahm den Wein, der mir bisher nur dem Namen nach bekannt gewesen war, als einen Beweis seiner unverminderten Zuneigung und Wertschätzung an. Obwohl auf dem Postabschnittt kein Absender als die Firma einer Berliner Weinhandlung angegeben war, konnte für mich als Spender niemand anders als Gerhart Hauptmann in Betracht kommen. Die vorübergehenden Verdunkelungen aus schmerzlichem Kleinmut waren ganz verschwunden in einem Schwelgen dankbaren Glückes und schwärmender Zukunftssicherheit, als ich in der Silvesternacht von 98 zu 99 mit meiner Frau die erste Flasche des kostbaren Weines auf das dauernde Wohl des Spenders trank. Draußen donnerte der tollste Sturm und das alte Holzhaus ächzte und knackte in den Fugen. Ich hörte in dem Lärmen der wilden Bergwinternacht die machtlose Wut meines überwundenen bösen Schicksals nur noch wie traumhaft gegen mich anrennen und trat lachend vor die Tür hinaus, als der Uhrzeiger auf zwölf gerückt war, um zwischen den Stößen des

Sturmes dem Geläute der Glocken aus den Tälern drunten zu lauschen, die mir von einem neuen glücklichen Leben sangen.

Am folgenden Tage lag ich unter furchtbaren Schmerzen im Fieber, und eine Krankheit begann, die als Folge eines allzuharten Lebens mich durch mehr als ein halbes Jahrzehnt, kurze Gnadenfristen abgerechnet, peinigen sollte. Das ist zu übergehen, zu übergehen ist auch die Aufregung in der Gegend über mein erstes Buch, die durch die Geistlichkeit angefacht war und oft lächerliche, groteske Formen annahm. Nur erwähnen will ich auch die Beschwerde eines Theologieprofessors der Breslauer Universität über mein „gotteslästerliches, unmoralisches Buch" an das Ministerium oder die Regierung und sein Verlangen einer amtlichen Maßregelung des Autors. Nicht anders als im Vorbeigehen soll des Prozesses gedacht werden, den ein Mann der Umgegend wegen Beleidigung gegen mich anstrengte, da er sich in der Hauptperson der Erzählung „Meicke, der Teufel" getroffen fühlte, von einem meiner ungetreuen Freunde angestiftet, durch die Geistlichen gefördert und meine Kollegen tätig unterstützt, die alle darauf brannten, den Unbequemen zu verderben, der zur Empörung und Verwirrung aller Wohldenkenden sich nun gar erkühnt hatte, seine Hand nach dem Autorenlorbeer auszustrecken. Ich wurde in der ersten und zweiten Instanz verurteilt. Gerhart Hauptmann, der verhindert war, als Zeuge zu erscheinen, schwebte in Gefahr, zu einer Strafe verurteilt zu werden. Sein schriftliches Gutachten, das die strafbare Erzählung als Kunstwerk bewertete, wurde von dem kirchlich befangenen Gerichtshof als belanglos abgelehnt und der größte Teil meines Honorars wurde von den Kosten und der empfindlichen Geldstrafe aufgesogen. Ich aber, angeekelt durch diesen unablässigen Krieg gegen böswillige Feindseligkeit, durch meine Krankheit getroffen und herausgehoben zugleich,

wieder von dem Tod eines Kindes erschüttert, erlebte dieses ganze Treiben wie etwas Entfremdetes und blieb dem Vorsatz treu, meine Kraft diesem katzbalgerischen Lebenskampf zu entziehen und auf das hohe Ziel meines dichterischen Werkes zu richten. Während der immer zunehmenden körperlichen Unterhöhlung durch Krankheit, schrieb ich in einem Jahre die Novelle „Der Schindelmacher“ und die drei Romane „Leonore Griebel“, „Drei Nächte“ und „Der begrabene Gott“. Neben dem Ringen um religiöse Fragen, nach den letzten Lebens- und Jenseitsdingen, hielt mich das Bild Gerhart Hauptmanns nicht nur aufrecht, sondern fieberhaft produktiv, hatte er mir doch, wenn auch erfolglos, in dem Kampfe beigestanden und war damit zu einer fühlbaren lebendigen Kraft, nicht allein mehr in meiner Seele, sondern in den Tagen meiner Erde geworden. Die hohe Verehrung und tiefe Liebe, die ich ihm entgegenbrachte, ohne ihn je gesehen und gesprochen zu haben, duldeten es einfach nicht mehr, mich, wie in den langen Jahren vorher, mit dem gemeinen Leben und dem Leben der Gemeinheit so herumzuschlagen. Dazu sah ich Tore der Erkenntnisse aufgehen, die zwar noch fern, nur in undeutlichen Ahnungsweiten lagen, deren Licht mich gleichwohl so erfaßte, daß ich darauf loszumarschieren begann.

Aus meinem bisherigen Leben herausgehoben, eine neue Welt vor mir, aber erst noch gleich einem Gebirge am fernen Horizont, das auch nur Gewölk sein konnte, war ich ein Geschlagener und Sieger zugleich, einer, der kein anderes Mittel der Lebensneubildung sah, als einen großen Teil der Form und des Inhaltes des alten aufzugeben. Denn wir Menschen schwinden immerfort unter uns weg, einem Ziele zu, das wir erahnen und ersehnen, und das im Augenblick seines Erreichens uns statt der Freude der Erfüllung die Unruhe eines neuen Sinnes ins Haus trägt,

den wir noch nicht begreifen. Dem Fortschritt dieses Wachstums kommen wir nur sehr unvollkommen auf die Spur durch die Erforschung der kausalen Kette der äußeren Lebensvorgänge, da sich uns aus ernster Betrachtung die Einsicht aufdrängt, daß der Sinn der Ereignisse nicht in ihnen selbst und ihrer vielverknüpften Bewegung liegt, sondern von jenem einzig wahren Selbst in uns kommt, das jenseits aller äußeren Relativität und sogar der Denkrelationen in uns stammt.

Mit dieser Bemerkung berühre ich schon die Grenzen des Landes, zu dem hin mein Leben sich zu bewegen begonnen hatte, als endlich meine persönliche Bekanntschaft mit Gerhart Hauptmann sich ereignete.

Ich war den unhaltbaren Verhältnissen in Pohldorf entrückt und nach Dittersbach versetzt worden, unter Lebensbedingungen, die freier, weiter, äußerlich vielfältiger, materiell günstiger, wenn auch nicht schöner waren.

Der Dichter hatte sich wieder einmal zum Besuch angemeldet und war dann wegen des Ankaufs einer Besitzung in Agnetendorf ausgeblieben, auf der heut sein schönes, schloßähnliches Haus steht. Wie bei mir das innere Leben eine entscheidende Wendung genommen hatte, so war sein Dasein durch die Geburt eines Sohnes von seiner zweiten Frau in eine bedeutsame Entwicklung getreten. Es war die Periode, in der Gerhart Hauptmann von allen Sittlichkeitsrichtern und -riechern die schwersten, oft unflätigen Angriffe zu erdulden hatte, die zudem durch den Mißerfolg von „Schluck und Jau" verdunkelt war.

Durch meinen neuen Wohnort, der nur 1½ Eisenbahnstunden von Hirschberg entfernt lag, waren wir uns räumlich näher gerückt, und so folgte ich eines Sonnabends im späten Frühjahr 1900 seiner Einladung, obwohl mein körperlicher Zustand nicht erfreulich war. Der Bruder seiner

zweiten Frau, der Musiker Max Marschalk, war mit seiner jungen Gemahlin zu Hilfe und Beistand aus Berlin eingetroffen und wohnte in Hain im Riesengebirge, während Gerhart Hauptmann mit seinem Diener in einer kleinen, bäuerlichen Wirtschaft in Agnetendorf hauste.

Ich war nach Hain in ein der Waldmühle benachbartes bäuerliches Logierhaus geladen worden, wo Max Marschalk mit seiner Frau Wohnung genommen hatte. Weil ich in Hain nicht Bescheid wußte, verlor ich Stunden mit immer vergeblichem Suchen in diesem auf vielen Berghängen und in Tälern zerstreuten Orte. Ich wurde auch irregeführt von der Freude an den Schönheiten der Bergwelt, die in der Sonne des späten Frühlingstages besonders reizend lockten, daß ich manche Anhöhe erstieg, zu manchem Winkel hinkroch, nur eines seltenen Ausblicks, eines putzigen alten Häusleins halber, meiner Absicht in manchen Augenblicken nur wie eines Traumzieles sicher, das sich ebensowohl wieder verflüchtigen konnte wie so oft vorher. Wie auch sollte ich dem Verehrten entgegentreten, wie zu ihm reden? Da Hauptmann für mich eigentlich nirgendwo anders auf der Welt als im heiligsten Raume meines Wesens wohnte, war mein Suchen nach ihm in Hain mehr das Geschäft eines launischen, etwas phantastischen Abenteurers. Dazu lag wohl auch über mir das leise Fiebergewölk meines krankhaften Zustandes, und nun ich meinen Blick auf jene Stunden der weitzurückliegenden Vergangenheit richte, vermag ich die Vorgänge nicht genau zu unterscheiden. Ich sehe alles undeutlich, ahnungsvoll, wie uns ferne Gegenstände durch das Lichtzittern eines Sommertages erscheinen, alle jene Einzelheiten, bis ich in der engen Sommerlaube mit Max Marschalk und seiner Frau am Tische saß und Gerhart Hauptmann, von Agnetendorf herübergekommen, hereintrat. Wir reichten uns die Hand

und waren beide voneinander so betroffen, daß es kaum zu den bei dieser Gelegenheit üblichen Wortfloskeln langte, dann saßen wir schweigend, und der liebe Marschalk bot umsonst allen Sarkasmus, allen Witz und heiteren Spott seines vielfältigen, beweglichen Geistes auf, ein lebendiges Gespräch zwischen Hauptmann und mir zu entzünden. Ich war übervoll von jahrelang aufgestauter Bewegtheit, meine leidenschaftliche Innenarbeit hatte so viel geheime geistige Erlebnisse mit ihm geschaffen, daß ich über diese verborgene innere Vielfältigkeit nicht zu der Einfachheit des gegenwärtigen Erlebnisses durchdrang. Ich konnte vor mir nicht zu Worte kommen aus der Unmöglichkeit, alles auf einmal zu sagen. So schleppte sich der Abend lange hin, immer auf dem Umwege über Max Marschalk. Es mußten schon Windlichter aufgetragen werden. Die Wälder hüben und drüben, vom Saalberg und vom Mädelkamm her, rauschten schon lauter in der vertieften Nacht, und das Eis des Schweigens zwischen uns war noch nicht aufgebrochen. Endlich erschien der Wein, öffnete die Schleusen und brachte die lange verhinderte Kommunikation von ihm zu mir in einem lebhaften Austausch in Gang. Ich hatte Hauptmann durch Moritz Heimann und in mir so gründlich in allen Zügen kennen gelernt — und alles Kennen ist ja immer eine Vergewaltigung des einen durch den anderen —, daß ich in seiner Gestalt, seinem Gesicht, seinem Wesen vor der Hand nur wahrmachen, was ich schon wußte.

So brausten wir an diesem improvisierten Abend eigentlich mehr aufeinander zu als uns tiefer kennen zu lernen und überließen dem guten Wein einen reichlichen Teil des Geschäftes der gegenseitigen Anfreundung und des Vermeidens heikler Schlingen, die sich in der Luft jener Lebensspanne umhertrieben. Leider war es derselbe Wein, dessen erste

Bekanntschaft in der Silvesternacht zu Pohldorf den Beginn meines Leidens herbeigeführt hatte. Im Genuß der seltenen Freude dachte ich aber dessen nicht und kam, einige Regungen meines Leidens ungerechnet, auf beseligten, etwas unsicheren Füßen wohlbehalten durch den Wald mit Gerhart Hauptmann in Agnetendorf an, wo ich in dem von ihm gemieteten Hause schlief.

Wir waren so gegen ein Uhr früh ins Bett gekommen und der folgende Tag wurde durch eine verlängerte Nachtruhe stark gekürzt. Dennoch drängte sich in die wenigen Stunden bis zu meiner nachmittäglichen Abreise die eigentliche Feier der Bekanntschaft mit dem so oft Erwarteten. Er las mir aus dem Manuskript den eben vollendeten „Michael Kramer" vor. Gerhart Hauptmann ist der beste Interpret seiner Werke. Ihre Aufführung durch seine Vorlesung ist eine solche Vollkommenheit, daß sie von der besten Darstellung auf dem Theater nicht erreicht wird. Seine Kunst gibt nicht nur die vollkommene Charaktergestaltung der handelnden Personen, sondern noch den ganzen Habitus ihrer sinnlichen Gegenwart mit einer solch selbstverständlichen, mühlosen Sicherheit, daß sich der Gestus der Situationen und des ganzen Werkes rein und unverlierbar einprägt. Für mich gab es damals und noch lange, lange Zeit nachher nicht das, was man das kritische, ästhetische Verstehen nennt, vor allem beim ersten Genuß eines Werkes. Mochte es Malerei, Skulptur, Musik oder Dichtung sein, ich bemächtigte mich seiner mit meiner ganzen, durchgeturnten Lebenskraft und schuf mir alles durch meine Phantasie sinnlich so bis in alle Einzelheiten deutlich, daß ich die Empfindung meiner selbst vollkommen verlor. So saß ich auch in den Stunden seiner Vorlesung des „Michael Kramer" nicht einen Augenblick in der kleinen, niedrigen Sommerstube neben dem Waldbach, den wir durch das geöffnete Fenster hereinrauschen hörten, sondern von

dem Kramerschen Frühstückszimmer an, in dem der grämlich erwachte Tag mit dem roten Licht einer Petroleumlampe so kämpft wie ein sterbendes mit einem großen verdunkelten Dasein, durchlebte ich alle Leidensstationen dieser Todessymphonie, daß meine Spannung Grad um Grad bis zu einer kaum mehr zu ertragenden Erschütterung wuchs. Hauptmann hatte geendet. Ich saß wie erdrückt auf meinem Stuhle, und als ich zu mir kam und sah, wo ich sei, stand ich auf, trat ans Fenster der Hinterwand, sah in den ansteigenden Grasgarten und mußte es geschehen lassen, daß mir die Tränen das Gesicht überströmten. Die Tür ging ein paar mal hinter mir behutsam, und als ich mich umdrehte, stand Gerhart Hauptmann hinter mir und sah mir mit glückhaft strahlenden Augen ins noch immer bebende Gesicht. Da fanden sich unsere beiden Hände zu stummem Druck.

Auf der Nachhausefahrt in der Bahn packte mich meine Krankheit. Bald loderte mein Körper im Fieber, bald schlugen meine Zähne vor Frost aufeinander, und ich hatte vor unerträglichen Schmerzen Mühe, mich auf dem Sitz zu erhalten. Mit aller Willenskraft wiederholte ich mir das erfahrene Wissen, daß Glück Schmerz sein kann. Aber der Anfall marterte mich weiter. Als ich in Dittersbach ankam, war ich wie ausgeblasen und ging taumelnd und so unsicher nach Hause, als tastete ich mich über der Erde auf weichendem Gewölk durch Nebel. Nun ist alles lange, lange vorbei, das Glück und das Leiden jener Zeit. Aber so ist die Seele des Menschen. Das Glückhafte und Freudvolle jener Stunden glänzt und bewegt mein Inneres noch lebensvoll. Der Schmerz wird mehr und mehr ein ohnmächtiger Schatten, der nicht mehr schmerzt.

GERHART HAUPTMANN, ZÜGE ZU SEINEM PORTRÄT.

Von

Moritz Heimann.

Es ist fast dreißig Jahre her, daß ein nicht unbedeutender literarischer Kritiker die Summe seiner Zeit zu ziehen unternahm und bei dieser Gelegenheit den grade erst etablierten Naturalismus „überwand". Damals glaubte er, damit auch Hauptmann zu überwinden, und hatte in dem betreffenden Kapitel seines Buches die schönsten, schlagendsten Einwände gegen ihn erhoben, dabei aber fast unversehens den Satz einfließen lassen, daß Hauptmann freilich die eine Gabe besitze: wohin seine Hand auch greife, dort entstehe Leben. Zu dieser Stelle schrieb Hauptmann an den Rand seines Exemplars: „So ungefähr könnte man auch über Gott urteilen." Wer nicht so töricht ist, in einer solchen Marginalie eine Lästerung zu erblicken, denke dem Worte nach, und er tut einen Blick ins Herz der Hauptmannschen Idee.

Ihm nämlich ist die Kunst in sehr wörtlichem Sinne eine Schöpfung und der Natur auch darin ähnlich, daß sie sich nicht kommentiert. Unter den Kritikern seines ersten Jahr-

zehnts sind zwei Arten zu unterscheiden: die einen maßen ihn an der auch ihnen bekannten oder mindestens zugänglichen Wirklichkeit, entdeckten tausend Züge der Bestätigung und fanden ihn vortrefflich; die andern suchten in seinen Werken selbst einen Leitfaden von Gedanken, der unmittelbar zu seinem Verständnis führte, entdeckten keinen, und waren enttäuscht oder schadenfroh, in jedem Falle kurz resolviert, den Dichter — einen Dichter! — ungeistig zu nennen und nichts in ihm zu sehen als ein Talent, das heißt eine Tatsache, mit der weiter nichts anzufangen sei. Im Grunde haben beide Parteien geirrt; jene, die den Geist nicht brauchten, diese, die ihn nicht sahen; jene, die einen Kommentar, eben die Wirklichkeit, in ihren Händen glaubten, diese, die den Kommentar vergeblich suchten.

Inzwischen aber hat das Volk als Ganzes an Hauptmann ein Erlebnis der seltenen Art gehabt, die nicht durch Fachweisungen beschränkt, noch durch Gründe verkühlt wird; sogar jenseits des mehr oder minder großen Gefallens an jedem einzelnen seiner Werke hat es ihm Besseres und Edleres bereitet als den etwa doch bedenklichen Ruhm des Tages: es hat eine geistige Macht von ihm auf sich wirken lassen, herzhaft, herzlich, ja beglückt. Fragt man, woher sie stammt, so erhält man wohl die Antwort: von der Persönlichkeit; und so wäre denn die Persönlichkeit der Kommentar zum Werk. Will sie aber jemand definieren, so gerät er sofort in eine offenbare und irreführende Vereinfachung. Fast immer ist das erste und letzte Wort über ihn: der Preis seines Mitleids mit der Kreatur; man übersieht also die Züge von Grausamkeit, die überall bei ihm zu beobachten sind. Oder ist etwa nur die Natur grausam und er selbst doch mitleidig? Aber zu sehen, wie Hauptmann sieht, ist vielleicht ohne Mitleid nicht möglich, sicherlich aber nicht ohne Grausamkeit.

Und dennoch haben sie recht, die die Persönlichkeit des Mannes als eine Erschütterung ihrer eigenen erkennen und anerkennen. Niemand weiß das besser als die, welchen ein häufiger, oft intimer Umgang mit ihm vergönnt war; ihnen allen wurde er zu einer Leidenschaft ihres Lebens. Mochte er manchen von den anderen nur ein Schmuck, wenn auch vielleicht der köstlichste ihres äußeren, gesellschaftlichen Lebens sein, für jene wurde und blieb er ein Teil ihres eigenen Wesens. Ich selbst, seit fast dreißig Jahren, bin weder mit Brahm noch Fischer, weder mit Rittner noch Stehr noch Loerke noch Orlik zusammen gewesen, ohne daß das Gespräch sehr bald auf Hauptmann gekommen wäre und stundenlang nicht von ihm losgelassen hätte. Wir mochten uns beglückt oder unwillig, erfreut oder gekränkt fühlen, immer war es, als ob wir uns selbst ins Klare brächten, wenn wir das Verhältnis zu ihm durchdachten, durchfühlten, durchfreuten und durchlitten.

In alledem war ja nichts von landläufiger Anhängerschaft; wir verkehrten mit ihm, so wie er selbst mit Jedermann verkehrte, auf gleichem Fuß. Auch von Schülerschaft war leider wenig darin, schon deshalb, weil es schwer ist, von ihm zu lernen. Er war in nichts unser Führer, und jeder von uns bewahrte, nach den Gaben, die ihm geworden, seine eigene Tendenz mit der eifersüchtigen Selbständigkeit, die immer mehr zum elementaren Bedürfnis in allen Strebungen des Geistes geworden ist. Und dennoch in uns diese Zugeschworenheit von unverkennbar besonderer Art, gegründet auf einer Liebe gleichfalls besonderer Art, — worin besteht das Besondre? Wir hätten sehr wohl Freiheit genug gehabt, sein Talent, seinen Geist, sogar sein Herz an andern Talenten, Geistern und Herzen zu messen; aber grade wenn wir etwa derartiges taten, fühlten wir doppelt klar, was nur er uns gab, was wir nur von ihm zu empfangen

Und dennoch haben sie recht, die die Persönlichkeit [illegible]
Männer als eine Erschließung ihrer eigenen schönsten [illegible]
anerkennen. Niemand weiß das besser als die, welchen
ein häufiger, oft intimer Umgang mit dem vergönnt
war. Ihnen allen erschien er in seiner Leidenschaft ihres Lebens.
Mochte er manchen von den anderen nur ein Schmuck,
wenn auch vielleicht der köstlichste ihres äußeren gesell-
schaftlichen Lebens sein, für jene wurde und blieb er ein
Teil ihres eigensten Wesens. Ich selbst, seit fast dreißig
Jahren, bin weder mit Fischer noch [illegible], weder mit Kittner
noch [illegible] noch Loerke noch Ulrich zusammen gewesen,
ohne daß das Gespräch sehr bald auf Hauptmann gekommen
wäre und stundenlang nicht von ihm losgelassen hätte. Wir
mochten uns beglückt oder unwillig, zufrieden oder gekränkt füh-
len, immer war es, als ob wir uns selbst ins Klare brächten,
wenn wir das Verhältnis zu ihm durchdachten, durchfühlten,
durchlitten und durchlebten.

In alledem war ja nichts von kritikloser [illegible]
wir verkehrten mit ihm, so wie er selbst es [illegible]
wünschte, auf gleichem Fuß. Auch eine Schülerschaft war
leider wenig darin, schon deshalb, weil es schwer ist, von
ihm zu lernen. Er war ja nicht unser Führer, und jeder
von uns bewahrte, nach den Gaben, die ihm geworden, seine
eigene Tendenz mit der eifersüchtigen Selbständigkeit, die
immer mehr zum elementaren Bedürfnis in allen Strömungen
des Geistes geworden ist. Und dennoch ist uns diese Zu-
gehörigkeit von unverkennbar besonderer Art, gegründet
auf einer Liebe gleichfalls besonderer Art, — wenn [illegible]
[illegible] das Besondere? Wir hätten sehr wohl [illegible] genau
gewußt, sein Talent, seinen Geist, sogar sein Herz mit an-
deren Talenten, Geistern und Herzen zu messen; aber gerade
wenn wir etwa [illegible] waren, [illegible] [illegible]
hat er uns gelehrt, was wir [illegible] zu [illegible]

hatten. Es war die unerhörte und beispiellose, einfache Tatsache, daß er für uns oft den Menschen schlechthin bedeutete, einen Prototypus des Menschen.

Er selbst hat Ähnliches — wie jedermann, doch nicht wie jedermann — von sich empfunden. Wir sehen darum in seiner Menschengestaltung hie und da einen Widerspruch auftauchen, — denn auch dieser schauend gestaltende Geist spricht zuweilen unmittelbar von sich, oder, wie man es spießbürgerlich auszudrücken pflegt, nimmt sich zum Modell. Immer in diesen Fällen stellt er sich als einen Prototypus, Archetypus des Menschen hin; während er das andere Modell in die engste Grenze der Persönlichkeit einzwängt, es förmlich in die Realität einklemmt, wenn auch mit einem Lichtschimmer an den Konturen. Vielleicht ist es ein gefährlicher Irrtum — von jedermann, auch von ihm — sich überfrei, den andern unfrei zu setzen. Aber wir mit ihm Verbundene mochten wohl die aus solchem Irrtum entspringenden Handlungen und Worte angreifen, niemals ihn selbst. Er blieb uns — der eine, der Mensch. Nicht jedem der dahinwirbelnden Geschlechter ist eine solche Erfüllung beschieden.

Es scheint, daß er schon sehr früh auf seine Umgebung eine Wirkung ähnlicher Art ausgeübt hat. Die Jugendfreunde nannten ihn „Lichtel". Von dem stillen und tiefen Glänzen seines Gesichts ging auf Leute, die ihn kennen lernten, etwas aus, was sie ahnungsvoll ergriff. Ich weiß von einer alten Frau, die sich der Tränen nicht erwehren konnte, als sie ihn zum erstenmal gesehen hatte. So zeichnet das Schicksal seine Lieblinge aus.

Und wirklich, wenn man Hauptmanns Leben und Laufbahn verfolgt, so sieht man, daß er von den Auserwählten ist, denen sich, bedeutungsvoll für die andern, die zufälligeren Menschen, alles zum guten Gedeihen wendet; sogar Wider-

stand und Unverstand, Haß von Trägen und von Windigen, Neid und Kälte, von denen allen ihm die Wolke reichlich gespendet hat, waren früh dazu verurteilt, ihm zu dienen, indem sie seine Stellung in der Welt als wichtig und offiziell erwiesen. Dennoch, wenn man jetzt die Bilder des Dreißigjährigen und des Sechzigjährigen nebeneinander legt, wer könnte bei ihrer Betrachtung sich eines großen Ernstes entschlagen? Auch auf ihn muß man das Wort anwenden, jenes sonderbare, vielleicht gar apokryphe: voilà un homme, in der Übersetzung, die Goethe, auf den es gesagt wurde, selbst ihm gegeben hat: das ist auch wohl ein Mensch, der sich's hat sauer werden lassen. So sehr hat das Leben seinen Kopf gebildet, daß es den Bildnern, Malern und Plastikern, schwerer geworden ist, ihn nachzubilden als jeden andern; der auffallendste, siegreichste, bestimmteste Kopf unsrer ganzen Zeit ist zugleich der flüssigste. Viele Gesichter habe ich in auch fast dreißig Jahren durch dieses eine geliebte Gesicht wandeln sehen, und auch das gehört zu dem Typischen an ihm. Von einem Tage zum andern, von einer Abendstunde zur andern konnte er wie ein alter Mann aussehen und im selben schnellen Wechsel jugendlich — sehr jung und jugendlich, ohne dabei auch nur eine seiner schwer errungenen Falten zu verleugnen. Goethes Gesicht glitt durch das seine, das ist bekannt; doch auch Porträts von Frauen Schillerscher Verwandtschaft blinkten in seinen Zügen auf, und es gab Augenblicke, wo ich mich an Wilamowitz-Möllendorf erinnert fühlte; und alle diese Ähnlichkeiten hatten das Eigentümliche, daß sie durchaus nicht auf der Ähnlichkeit einzelner Formen und Züge beruhten. Eines Abends, während des Krieges, nahm sein jüngster Sohn, er war ungefähr sechzehn damals, zufällig eine Haltung ein, daß der Kopf durch Verkürzung und Beleuchtung mich frappierte, und ich das schmeichelhafte Wort

nicht unterdrückte: er sieht aus wie ein Porträt vom jungen Moritz von Oranien. Hauptmann stutzte und erzählte folgendes: Als Knabe von etwa zwölf Jahren habe er sich einmal bei einer Streiferei in der Nähe seiner Vaterstadt an einem Weg- und Wiesenrain lang hingelegt. Da sei ein Herr herangekommen, der als ein vielgereister, mit einiger Altertümlichkeit eleganter Mann eine Figur in der Stadt machte, sei an ihm, dem daliegenden Knaben, stehen geblieben, habe ihn betrachtet und nichts weiter aus dem Gehege der Zähne entlassen als: Wilhelm von Oranien.

Dieses Typische an Hauptmann ist indessen ein platonisch geistiges Element, kein soziales; und es gehört sogar mit zu seinen tiefsten Tendenzen, daß er sich jeder sozialen Typisierung entzieht.

Seine Haltung und seine Kleidung sind von jeher ebenso frei von vagabundierender Willkür wie von vorgeschriebener, durch bestimmte Einordnung zusammengefaßter Künstlichkeit gewesen. Er hat seinem ursprünglich zarten und, wie bekannt, einige Male durch schwere Krisen der Gesundheit erschütterten Körper das Äußerste an Gehorsam, Elastizität und Zähigkeit abgezwungen, ohne ihn je der anmaßlichen Zucht des Sports auszuliefern. Wenn er als junger Bildhauer im römischen Atelier mit drei, vier Tonkugeln jonglierte oder auf Pferdesrücken den Überschwang der Hoffnungen in die Campagna hinausbrausen ließ wenn er noch heute des Sprungs, des Laufes, des Wurfes sicher ist und seine beiden Pferde — Gift und Galle, den beiden Pferden Tills in seinem ungedruckten Epos, vergleichbar — vor dem Wagen rennen läßt, so ist das gewiß ein Training, doch niemals ein zum Selbstzweck gewordenes, ein Sport. Wer seine große körperliche Leistungsfähigkeit nicht kennt, wird sie wahrscheinlich unterschätzen oder doch nur aus seiner geistigen Unermüdlichkeit schließen, so sehr ver-

meidet sie es, sich in den simplen Charakteren zu erkennen zu geben, wie denen eines Tennisspielers, eines Turners, eines Jägers, Militärs oder dergleichen. Wie oft, wenn das Glas, das köstliche, und Gespräch, das köstlichere, den Abend bis lange nach Mitternacht hinausgedrängt haben, findet der früherwachte Gast, etwa auch der noch ein wenig benommene, ihn als erfrischten, mit dem neuen Tag erneuten Menschen, der schon ein paar Stunden Morgenlebensfreude, einen Ritt oder einen Spaziergang, genossen hat; kaum weiß ich einen andern Menschen, der sich so schnell und so völlig regenerierte. Dabei aber sind seine Nerven von größter Empfindlichkeit; es konnte etwa einmal vorkommen, daß ihm, dem auch unterwegs immer arbeitenden, der Vormittag nichts trug, dann durfte man sicher sein, daß am noch wolkenfreien Himmel nach ein paar Stunden ein Gewitter aufziehen würde, und zwei, drei Züge aus einer Zigarette reichten hin, ihm Kopfschmerzen zu machen und dadurch die ihm nötige kompromißlos vollständige und reine Konzentration zu verhindern. Diese Empfindlichkeit hat sich mit den Jahren gedämpft, ohne indessen ihre Bedeutung für seine physisch-moralische Komplexion zu verlieren. Niemals nämlich war sie ihm schädlich, und statt zu lähmen, beschwingte sie seine allgemeine Produktivität; und zwar deshalb, weil sie mit einer andern seiner Eigenschaften, vielleicht der schönsten Mitgabe von allen, verschwistert war: der vollständigen und energischen Heilung, in welcher seine Natur jeden störenden, verstörenden, geschweige zerstörenden Einfluß auflöste. Hauptmann, das ist der Mensch ohne Selbstvergiftung. In monatelangem engem Zusammensein konnte es nicht ausbleiben, trotzdem ich ein junger und wegloser Mensch war, und er von mir mit höchster Dankbarkeit veerhrt und doch auch schon so berühmt, daß wenigstens ein italienischer kleiner

Gastwirt schon im Jahre 1896 von ihm sagte: Jo so, è un autore classico — einen Gruß den Manen des braven della Porta aus Capolago, der seine zwei täglichen Liter Chianti jetzt im Paradiese trinkt und in dessen Haus die ersten Kapitel des Quint geschrieben wurden — bei vielen langen Unterhaltungen war es nicht zu vermeiden, daß doch einmal gegensätzige Urteile sich in erhitzten Wendungen entluden und es einen Zank gab. Wenn wir uns dann trennten, und ich dem Wiedersehen bei Tisch mit Scheu, Verstocktheit und Bangen entgegensah, jedes Mal war ich dann so betroffen wie befreit und darüber hinaus von einer Hoffnung auf das Menschenwesen beseligt, wenn er mir entgegentrat, nicht als ob nichts geschehen wäre, sondern es war nichts geschehen. Es war nichts ausgestrichen auf dem Blatt, sondern das Blatt war weiß und rein. Er liebte und zitierte oft aus dem Westöstlichen Divan, seinem damaligen Brevier, das Gedicht: „Zerbrach einmal eine schöne Schal'"; und wie es zum Schluß heißt: „Das jammerte Gott, er schuf es gleich so ganz als wie es gewesen", so war er, recht als sein eigner Schöpfer, imstande, sein Gemüt aus jeder Zertrümmerung zu sammeln, — treu und treulos gegen dieselbe Stunde.

Hauptmanns geistige Grunddisposition läßt Analogieen zu seiner körperlichen erkennen; vor allem die eine, daß auch sie, von Natur aus und danach planmäßig, sich gegen ein methodisches Typisieren fremd, ja feindlich verhält. Nichts wäre darum verkehrter, als ihn in seiner geistigen Art Goethe ähnlich zu finden, er ist vielmehr gradezu sein Widerpart; und mir scheint es nötig, sich das einmal klar zu machen, um Hauptmanns geistige Art nur erst sehen zu können. Goethe duldet vor seinem schauenden Auge keine bloß individuelle Erscheinung der Natur, sondern sogleich fühlt er den Zwang und schöpferischen Drang, sie

unter ein Gesetz, eine Ordnung, einen Typus zu stellen; Hauptmann glaubt nur von der individuellen Erscheinung das hören zu können, was er zu hören fähig und willens ist. Goethes wunderbare Konzeptionen machen ihn für immer zu einem Großen auch der Wissenschaft; Hauptmann ist nicht nur unwissenschaftlich, sondern sogar gegenwissenschaftlich. An Eigentümlichkeiten ihres dichterischen Arbeitens wird das ganz deutlich: was Goethe als das bewährteste Mittel immer mehr ausbildete, mit einem Schema anzufangen, mit einem Schema fortzufahren, wäre für Hauptmann unmöglich; er beginnt sogleich mit einer besonderen Stimmung und einem besonderen Lebensgefühl, und ein Fragment durch logische oder ideelle Entwicklung weiterzuführen, ist er nicht versucht. Er ist, um es noch einmal zu sagen, unwissenschaftlich; aber man versuche, dieses Wort nicht als etwas Negatives, sondern als etwas Positives zu verstehen. Er ist vergegenwärtigend. Das extrem Gegenwärtige und das Individuelle sind identisch. Das, was man Beobachtung nennt, ist nur das Mittel dieser Geistesanlage, das Instrument. Hauptmann sieht an der Erscheinung geflissentlich, was Goethe geflissentlich übersehen hätte.

In der unbedingten Konsequenz dieser Hauptmannschen Anschauungsweise würde ihre Selbstvernichtung liegen, eine Atomisierung würde eintreten, der Triumph des Zufalls, die völlige Unzugänglichkeit jeder Erscheinung gegenüber dem menschlichen Streben, sich mit ihr in einen Einklang zu setzen. Da dieses Resultat indessen nicht eintritt — denn sonst hätten wir einen radikal Wahnsinnigen, aber keinen Dichter vor uns —, so ist es von Wert, zuzusehen, auf welche Weise die äußerste Individualisierung mit dem Bestand der Welt und seiner künstlerischen Deutung überhaupt verträglich ist. Dieser nicht typisierende Hauptmann, so haben wir festgestellt, ist selbst in hohem Sinne ein

Typus und empfindet sich als solchen; — das ist der Grundbestand, die Grundnötigung, der das schauende Auge sich von selbst fügt. Alles Individuelle wird darum, ohne zwischendringende Absicht, auf etwas Typisches bezogen. Wenn er liebt, wenn er haßt, wenn er stolz ist oder demütig, so tut er es in einem Gefühl, das sich folgendermaßen deutlich machen läßt: nicht ich liebe, sondern dieses ist die über den Menschen verhängte Liebe, und ich fühle sie; nicht ich hasse, sondern dieses ist der Haß, und ich fühle ihn; und dieses der Stolz, und dieses die Demut. Indem er aber auch seine Gestalten am derart Elementaren teilhaben läßt, sind sie vor dem Gesetzlosen gerettet. Bis zum höchsten Reichtum an Einzelheiten ausgestattet, behalten sie eine Struktur von Einfachheit; ihre Individualisierung läßt sie vom Typus nicht los, sondern beide Anschauungsformen, die äußere und die innere, durchdringen sich wechselseitig bis zur Einheit der Natur selbst. Und mehr aus einer solchen geistigen Verfassung als aus persönlichem Wohlwollen, persönlicher Nachsicht, persönlichem Mitleid stammt das Moralinfreie seiner Menschenbetrachtung.

Auch hier ist Philosophie, wie mir scheint, und es steigert ihren Wert, daß sie sich nicht in einem logischen Kursus vernehmen läßt; wahrste Philosophie auch deshalb, weil sie zwar im Verlauf der Reife durchgebildet wurde, aber doch von Haus aus als ein Geschenk und Auftrag der Natur in ihm war. Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle Worte zu wiederholen, die ich vor zwanzig Jahren über ihn geschrieben habe; es ist mir, als ob sie, wiewohl ohne genügende Absicht und noch wie unter einem Schleier, seine Gestalt, seine unabwandelbare Identität schon erkennen lassen müßten.

— „Hauptmann hat mir einmal erzählt, es sei für ihn die Möglichkeit, die ihm eigentümlichen Kunstwerke zu schaffen,

erst dann eingetreten, als er zwei Dinge erfahren habe: den Sinn und Wert der Illusion, und den Wert und die Wahrheit des Widerspruchs im menschlichen Charakter. Soweit dieser zweite Gedanke ihn persönlich angeht, drückte er ihn mit den Worten aus: „Ich stehe auf meinem Widerspruch wie auf meinen zwei Beinen". Mehr als einmal habe ich sehen dürfen, wie fest er auf diesen Beinen, wie fest auf jenem Widerspruch steht.

Es wird nicht viele Menschen geben, die von fremdem Schmerz unmittelbarer berührt würden als er. Als er einmal mit entschiedener Ablehnung über einen ihm antipathischen Menschen sprach, wurde beiläufig erwähnt, daß dieser Mann von einem schweren körperlichen Übel geplagt sei, und mit einem Schlage veränderte sich Hauptmanns Gesicht, so daß nicht mehr die mindeste Härte in den Minen zurückblieb, und er sprach fortan ernst und liebreich über ihn. Bei alledem aber verweichlicht nicht das Mitleid die Konturen seines Wesens, schwächt nicht seinen Willen und verwirrt und beschwichtigt nicht seine Einsicht in den Wert oder Unwert menschlicher Verhältnisse. Unbedingtes Mitleid und unbedingter Egoismus bilden in ihm eine kühne und reine Harmonie — von der ich noch zuweilen wünsche, daß Nietzsche sie möchte eingesehen haben. — In meiner Heimat gab es einmal im Herbst eine schlimme Mäuseplage; die Felder waren so zerwühlt, daß der Fuß in den mürben Boden wie in Mehl einsank, und unter jedem Schritte stäubte es. Indessen setzte frühzeitig der Winter ein, mit Güssen von hartem, kaltem Regen und weichen Flocken Schnee. Als ich eines Abends im Krug mit einem Landmann die Lage besprach, versicherte er mir mit behaglicher Genugtuung, daß dieses Wetter keinesfalls von den Mäusen würde überstanden werden. So gut das nun war, so fiel es mir doch, als ich schlaflos im Bett lag,

unerfreulich ein. Ich mußte, während das böse Wetter an die Fenster klirrte und sogar durch die Mauerwand des Hauses kalt hindurchatmete, daran denken, wie es in diesem Augenblick, in welchem ich geschützt im Bette lag, auf den Feldern aussehen mochte — wie die Fluten, nachdem sie längst den pulverigen Boden festgebacken, in die Gänge der Mäuse brachen und alles überschwemmten. Es kam eine Angst der Kreatur über mich, die mich so stark verschleierte, daß ich noch Jahre darauf, mit Hauptmann auf der Insel Wollin spazierend, von der Sache redete. Kaum hatte ich mein letztes Wort gesprochen, so gab er mir die Antwort: „Millionen Mäuse sterben nicht Millionen Tode, sondern nur einen Tod". Mit einem Ruck zerriß mir der Schleier, und ich konnte, um dem Trug des Mitleids vollends zu entgehen, das Wort fortsetzen und mir sagen, daß ich die Erfahrung dieses einen Todes ja an mir selber machen werde. Leider muß ich bekennen, daß ich Hauptmanns Ausspruch nur nach seinem Sinne, nicht aber die spontane Kraft und etwas Eigentümliches in der Formulierung wiederzugeben weiß, welches so stark war, daß seine sittliche Wirkung nie ganz in mir erloschen ist.

Ich empfinde nicht nur in diesem Fall die Schwierigkeit, Aussprüche von Hauptmann in ihrer mitgeborenen Form zu bewahren. Sie haben eine Einfachheit, die, wie sie sofort überzeugt, eben darum auch überrascht. Denn da wir, infolge eines allzu ausgedehnten Verkehrs mit den gedruckten Meinungen über das Leben, leider gewohnt sind, uns weniger an die wirkliche, innerliche Erfahrung zu halten, als mit den jähen Abkürzungen einer falschen Philosophie zufrieden zu sein, so sind wir immer im Gemüt betroffen, wenn wir, statt auf die landläufigen Formeln, auf die Erfahrung in ihrer Ursprünglichkeit und Souveränität stoßen. Wie jedem originalen Menschen Erfahrung als

die oberste Lehr- und Zuchtmeisterin vertraut ist, so läßt Hauptmann einzig von ihr sich führen. Wer das kann und darf, dessen Persönlichkeit muß fest in sich ruhen und darf keinem Geheiß folgen als dem eigenen.

Wenn man Goethes Welt der moralischen Erscheinungen auf das knappste und erschöpfendste ausdrücken will, so mag man sie durch seine zwei Lieblingsworte scheiden: Gegenwart und Sehnsucht; jene das Klassische, diese das Romantische; jene das Gesunde, diese das Kranke. So vom Gegenwärtigen ergriffen, so das Gegenwärtige ergreifend ist Hauptmann. Darum kann er mitleidig sein, und doch sich unvergeudet treu bewahren. Darum gehen ihn die Dinge an, nicht die Meinungen über die Dinge. Darum ist es eine seiner Freuden, im Montaigne zu lesen — von dem wir wissen, daß auch Shakespeare ihn gelesen hat, sein Exemplar der Essays wird noch heute aufbewahrt. Es ist, obgleich ein Rätsel, doch die Durchschnittstatsache, daß Leute imstande sind, Vieles — ja, zuweilen Gutes — über Kant zu reden und zu sagen, über Spinoza, Plato und Pythagoras, ohne in ihrem ganzen, zufriedenen Leben einmal das Schrecken vor der Ungeheuerlichkeit der Konzeptionen solcher Männer zu verspüren. Für Hauptmann ist die Schulphilosophie nichts, die Erleuchtung alles; das Dogma nichts, Religion alles. Er kann nicht Bibliotheken schlucken. In der Entwicklung und Erfahrung seines unmittelbaren Lebens muß er dem fremden Geiste nahe gekommen sein, den er als geehrten Gast zu sich aufnimmt; dann geht er eine Weile mit ihm zusammen, bis die Wege sich scheiden. So hat er lange Zeit in einer innig bewegten Gemeinschaft mit Jakob Böhme zugebracht, bis es ihm nötig wurde, die Mystik des Gefühls auszugleichen, und er zu der Mystik des Schauens, zu Plato, sich wandte. Immer aber geht die Gestalt des Führers als ein lebendiges Menschliches, Per-

sönliches zu seiner Seite, nicht als Schemen und Golem der Literatur. Dasselbe wahre, ursprüngliche Verhalten zur Kunst. Er strebt nicht nach Kennerschaft. Ein Werk schlägt in ihn ein und wird, während alles andere zum Schweigen kommt, nach seinem eigenen Wort: ein Kanon für Weile und Zeit. So sah ich es ihm ergehen, als er Hildebrands Böcklinbüste zum ersten Male erblickte; und wer ihn kennt, weiß, welche Bedeutung in diesem Sinne Peter Vischers Sebaldusgrab für ihn hat: mich hat er im Winterfrühjahr 1896 in die Nürnberger Kirche geführt, mit wenigen Worten begeisternd und belehrend; es wurde das Jahr der „Versunkenen Glocke", und das Bildnis Vischers hängt in des Glockengießers Haus — wie es im Erzguß, der handfeste Meister mit Schurzfell und Hammer, in Hauptmanns Arbeitszimmer steht. Noch im „Armen Heinrich" sind wohl zwei Verse, zwar mit verändertem Sinn, aus der Anschauung des über Lebenswerk und Tod mit seiner höchsten Kuppel ein Knäblein emporhebenden Tabernakels geflossen:

„Ein Kind! — Welt, Helden: alles dorrt zusammen,
und auf der Schädelwüste steht ein Kind. —"

In alledem drückt sein natürlicher Trieb sich aus, der durch den bewußten Willen unterstützt wird: sein Weltbild rein als Künstler aufzubauen. Er will die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen nicht durch Begriffe verarmt, nicht durch Wünsche verbogen wissen. Daß sie nicht zur Anarchie ausarte sondern zur Ordnung gezwungen werde, das wirkt sein Genie, die wenigen einfachen Urbeziehungen des Menschenlebens — sind es viele mehr als Geburt und Liebe und Tod? — zu fühlen und das Gefühlte in der süßen Kraft des Wortes zu entfalten. So lebt in ihm die Welt, als eine ewig fließend bewegte Melodie über einer strengen und einfachen Harmonie. Klar ist sie, durchschaut — und doch im Zauber. Und er steht in seiner Gesundheit des

Leibes und der Seele vor dem Leben, braucht nicht anzugreifen, braucht nicht sich zu verteidigen, wird nicht betrogen und hat es nicht nötig, sich zu rächen. Weil er gerade auf alles sieht, so erkennt er es: die Sprache der Menschen wie die der Tiere. Und diese Kenntnis, die oft sein Mitleid ist, ist oft sein Humor. —

Einmal mit seinen Söhnen im Freien, sah er, wie sie sich vergeblich bemühten, mit dem Kescher Schmetterlinge zu fangen. Er trieb sie mit freundlichem Spott an und vermaß sich, mit den zwei ausgestreckten Mittel- und Zeigefingern einen solchen Sommervogel zu greifen; und da sich eben einer auf einem Steine niederließ, nahmen sie ihn beim Wort. Er ging leise hinzu und erfaßte wirklich, zum Staunen der Knaben, den Schmetterling. Das war Zufall und Glück. Aber wer einiges von der Runenschrift des Glückes ahnt, weiß, daß es nicht bloß Glück, nicht bloß Zufall war." —

Die inzwischen verflossene Zeit hat dieser Betrachtung keine wesentlichen Korrekturen aufgezwungen; nur daß der Betrachter einige Linien stärker und beherrschender ziehen lernte, und der Betrachtete auf den breiteren Lebensstufen sich ins Breitere erging und sein eigenes Gesetz in größerer Freiheit erfüllte. Die bewußte Sprödigkeit gegen das Lesen und die Bücher in Hauptmann machte einer Willigkeit zur Lektüre und schließlich einem Bedürfnis nach ihr Platz. Aber er blieb ein Leser auf seine Art und für seine Art. Worum es ihm dabei immer am meisten, ja fast allein zu tun war, das waren Erscheinungen und Komplexe des Lebens nach ihrem vollen, gegenwärtlichen Gewicht, niemals nach ihrer Einordnung in ein historisches, kulturelles Schema, von welchem er nur die Vergewaltigung, die Aushöhlung des lebendigen Vorgangs und des lebendigen Menschen verspürte. Ob er einen Geographen studiert

oder einen Philosophen, sein Zugang zu einem fremden animalischen Klima wie zu einem fremden geistigen ist immer das Bewußtsein seiner und aller unbewundener Menschen Identität mit allen andern unbewundenen Menschen. Er, der Schlesier von 1862, getraut sich, ein Grieche auf griechischen Wegen und ein Inder im Gespräche mit Buddha zu sein. Wo irgend in einer Art der Professor anfängt, dort hört Hauptmann auf; wo jener erst Material erblickt, sieht er Wesen. Darum sind ihm Bücher über ein Buch zuwider, aber auch alle die Bücher, die es mit Längsschnitten, Querschnitten durch eine oder mehrere Kulturen unternehmen wollen, selbst Kultur zu schaffen. Ich hatte ihm von Spenglers berühmtem erstem Bande erzählt, und als er sich damit bekannt gemacht hatte, kam er an den Abendtisch in einer Stimmung, die sich in einer Weise ausließ, daß ich mit den Worten protestierte: er irrte sich, ich hätte das Buch nicht geschrieben; worauf er seinen Einwand auseinander setzte: Spengler nähere sich den Gegenständen oder entferne sich von ihnen mit Willkür; er behalte nicht die notwendige immer gleiche Distanz. Ohne Zweifel ein interessanter und bedeutender Tadel; aber unterliegt ihm nicht jede geistige Betrachtung außer der künstlerischen, und nicht oft auch die künstlerische, nicht jedes Erzählen, ja das Sprechen selbst? Ich glaube, daß Hauptmanns wahrer Grund zu seiner Abwehr sehr weit hinter seinen Gründen lag, nämlich in dem Instinkt gegen den Scheckverkehr der Ideen. Positiver drückte sich dieses Verlangen nach unmittelbarem, nach Naturalverkehr in seiner gelegentlichen Bemerkung über Nietzsches „Geburt der Tragödie" aus: was sei das doch für ein sonderbares Buch, in welchem so unendlich viel vom Dionysischen und von Dionysos die Rede sei und das Wort „Wein" nicht vorkomme. Ein anderes Mal wendete er sich mit Entschiedenheit gegen

den bekannten Satz Nietzsches, daß Goethe ein versetzter Maler und Wagner ein versetzter Schauspieler sei; — und mit diesem Beispiel sind wir im Zentrum seiner Denkweise.

Nietzsche will mit seinem Wort ein jähes, schnell vorübereilendes, aber nachwirkendes Licht auf Goethe, Wagner und ein paar andere Heroen werfen; Hauptmann glaubt, daß damit die Einmaligkeit der Gestalt verletzt werde. Es ist der Künstler in ihm, der nicht nur sich selbst dagegen wehrt, sondern der auch überzeugt ist, daß durch ein solches Verfahren die trotz aller Vielfältigkeit eindeutige Wahrheit in ein interessantes, aber natur- und schicksalwidriges Schwanken gerate.

In wie hohem Grade er Künstler ist, wird meistens doch übersehen. Er ist kein Schlesier, wie Fritz Reuter ein Mecklenburger oder Jeremias Gotthelf ein Schweizer ist; er ist auch kein Realist, wie diese beiden es sind. Sondern er spielt auf dem Schlesiertum und auf der Realität, wie ein Meister auf dem Klavier spielt. Und keineswegs ist das eine bloß naive Künstlerschaft, sondern eine ihrer selbst, ihrer Aufgabe und Auszeichnung, ihrer prinzipiellen Bedeutung klar bewußte. Wir hatten einmal ein Gespräch über Lionardos Abendmahl, und es wurde der Versuch unternommen, die Komposition des Bildes aus dem Grundeinfall, dass Christus vor ein helles Fenster zu setzen und vor allen Tischgenossen durch die lichte Umfassung auszuzeichnen sei, so logisch zu entwickeln, wie etwa Poe die Entstehung seines „Raben" aufbaut. Hauptmann bemerkte dabei mit großer Lebhaftigkeit, die Leute wüßten nicht, wieviel ähnlich ununterbrochener Überlegung, in der Art eines ewigen Kettenbruches, der Dramatiker brauchte. In einer Zeit, wo seine Produktion zwar nicht stockte, aber unsicher in ihren Zielen war, er manches aufgriff und wieder verwarf, sich satyrisch zu entladen begann und eine

aristophanische Komödie bitterlich und unlustig ein paar Bogen Papier verdarb, erinnerte ich ihn an den Plan eines Dramas, den er mir einmal erzählt hatte: es sollte auf einem Bahnhof spielen und den ganzen Komplex dieser romantischen Realität inähnlicher Weise umschreiben, wie der „Henschel" das Haus Siebenhaars und später die „Ratten" die Stadt Berlin. Hauptmann lehnte sofort ab, mit den Worten: „nein, das mache ich nicht; das kann ich". So ist denn auch fast jedes seiner Dramen eine eigene und besondere Art von Dramen, eine eigene und besondere Form.

Den künstlerischen, ja artistischen Einschlag, und mehr als Einschlag, in einem Dichter der Realität, sogar der vermeintlich durch das Auge des Mitleids angeschauten Realität wird man vielleicht nirgends mit so großer Überraschung gewahr als an Stellen, wo man die Erfindung schon im rein Stofflichen zu erblicken glaubt und später entdeckt, daß sie erst in der Umbildung, Umschmelzung, daß sie erst in der Form triumphiert. Keine Gestalt Hauptmanns macht so sehr den Eindruck, als habe sie sich selbst nur einfach hingeschrieben, wie Hannele, als hätten in der Jugend des Dichters die Weiber aus der Nachbargasse das Geschehnis herumgetragen. Wem würde es einfallen, zu diesem Hannele, das seinen Namen aus einem schlesischen Volkslied hat, einen literarischen Ursprung zu suchen? Und doch stammt Hannele, ich weiß allerdings nicht, ob mit Bewußtsein des Dichters, und will ihn nicht danach fragen, von Mignon ab. Die Dunkelheit der Geburt bei beiden Kindern, die Verklärung beider, die Mißhandlung durch einen rohen Pfleger, die das Kindliche verzehrende, allzu frühe Liebe zu dem Wohltäter, aber sogar der ausdrucksvolle Lakonismus, bei Mignon eine gewohnte, bei Hannele eine in den feierlichen Augenblicken anklingende Redeweise, das sind

nicht zu übersehende Ähnlichkeiten, und es würde sich lohnen, sie bis ins Einzelne zu untersuchen. Es würde sich auch deshalb lohnen, weil die Verschiedenheit beider Gestalten erst dann ins rechte Interesse gerückt würde; und obenein würden wir einen klareren Begriff von der Originalität eines Dichters bekommen als den landläufigen, der es sich zu einfach macht. Es ist bekanntlich festgestellt worden, daß Manets „Frühstück im Grünen" eine italienische Komposition wiederholt. Rembrandts Dresdener Bild „Die Hochzeit Simsons" hat seinen Urkeim in Lionardos „Abendmahl", und ein Selbstporträt von ihm geht auf Rafaels „Castiglione" zurück. Ein Künstler, der solches wagt, weiß, was er will, und vergißt darüber nicht, was er ist. Der Strom der Überlieferung aber fließt oftmals unterirdisch, und man soll weder triumphieren noch verzagen, wenn er für eine Weile den Augen entrückt ist.

Im „Indipohdi" hat Hauptmann, indem er den Namen Prospero beibehielt, es offen ausgesprochen, woher ihm der erste Impuls zu seinem Werk gekommen sei. Für viele Dichter und Künstler gibt es eine Epoche ihres Lebens, daß sie die Subtilität aufgeben und in ungeheuer direkten, unbekümmert verkürzten Worten sprechen. Bei Hauptmann deutet sich diese Epoche schon lange an und ist vielleicht im „Indipohdi" entschieden. Möge dann aus seinem Altersgesicht so oft ein jugendliches zurückleuchten, wie aus dem jungen das alte vorahnend heraussah. Denn es gibt keine Zeit.

BINDING SECT. MAY 1 - 1968

339297

LG
H3748
.Yhey

uptmann, Gerhart
Author Heynen, Walter (ed.)

Title Mit Gerhart Hauptmann.

DATE.	NAME OF BORROWER.
8.2.39	I.L.L. (Univ. of Saskatchewan)
August 3 /48	Margaret Snider
June 12/57	Margaret Snider